

Grey Scale #13



A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19



Colour Chart #13

Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta	White	3/Color	Black
------	------	-------	--------	-----	---------	-------	---------	-------

Centimetres

Inches

DANES PICTA .COM



~~8132~~

Lehrbuch

der

PHILOSOPHIE

in möglichst klarer und bündiger Darstellung

von

Dr. Julius Eisler

Rechtsanwalt in Baden.

B
4
1182

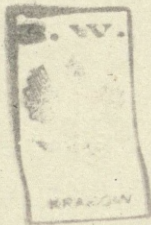


Wien und Leipzig.

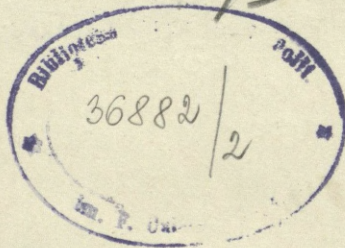
Verlag von J. Eisenstein & Co.

1909.

1/08/2 : 140



~~6583/11~~



Vorwort.



Der Zweck dieser Schrift ist eine jedem Gebildeten zugängliche, kurze, klare und vollständig orientierende Darstellung der Philosophie, welche auch zum Betriebe von Spezialstudien befähigen soll.

Zu diesem Ziele mußten die meisten Begriffe von den Elementen angefangen erst bestimmt werden, da die landläufigen Definitionen, besonders jene der Vulgärpsychologie, völlig unbrauchbar sind; ebenso mußte deshalb die ganze Lehre in Grundlage und Aufbau unter sorgfältiger Benützung des so reichen Gesamtergebnisses der Forschung von dem Gewohnten und Ueberlieferten notgedrungen völlig abweichen; ferner wurde es an Stelle der Geheimsprache mit einer verständlichen eindeutigen versucht, was manche Schriftsteller wohl als unwissenschaftliche Seichtheit gehörig brandmarken werden; hingegen wurden historische Daten nur soweit es das Verständnis erforderte angeführt.

Ohne populäre Verwässerung kann auch die so wichtige Lehre der Philosophie so verständlich und in ihrem Erkenntnis-teile so exakt wie irgend eine andere werden; klaren Gedanken kann jeder folgen; wer trotz der entsprechenden Vorkenntnisse gewisse spitzfindige und oft gar nicht nachdenkbare Auseinandersetzungen von Denkern mit großen Namen ungeachtet allen ehrlichen Bemühens nicht verstehen wird, der tröste sich damit, daß es auch alle anderen ohne Hineinlegen und Unterlegen nicht vermochten, auch wenn sie es vorgaben; die Ehr-

furcht vor der Wissenschaft darf nicht eine Ehrfurcht vor Irr-
tümern einflößen, mag wer immer ihr Urheber gewesen sein.

Dieser Schrift als der Lehre vom Wahren sind jene über
das Gute (Sittlichkeitslehre bei Otto Wigand, 1903) und Schöne
(Grundlegung der allgemeinen Aesthetik bei Eisenstein, 1908,
welche auch jene der Lebensformen enthält) vorausgegangen,
Disziplinen, welche in ihrer Gesamtheit die Grundlage der
Lebensanschauung und der Lebensführung geben.

Sofern diese Schriften etwas Verdienstliches haben, wäre
dies gleichzeitig ein Erfolg der so bedeutsamen Forschung der
Philosophie der letzten Zeit, deren Ergebnisse man in denselben
nicht vermissen wird; möge die Saat aufgehen und eine reiche
Ernte geben.

Es ist mir heute nach Vollendung meiner Arbeit eine angenehme
Pflicht, dankend feststellen zu müssen, daß meine Aesthetik durch
den Herrn Bezirksrichter Dr. Otto Jaitner eine außerordentliche För-
derung in jeder Richtung erfahren hatte und daß ich ferner dem Herrn
Professor Samuel Hahndel die Beseitigung vielfacher Unebenheiten
in derselben verdanke; für die Korrektur dieser Schrift drücke ich
meinem Kollegen Herrn Ludwig Bausek jun. und dem Herrn Paul
Tausig herzlichen Dank aus.

Der Verfasser.

Einleitung.

1. Begriff der Philosophie.

I. Das Wort »Philosophie« hat noch immer jene Bedeutung, welche ihm nach seinem ursprünglichen wörtlichen Sinne zukommt, nämlich als die Liebe zur Weisheit, oder das Streben nach ihr.

Der Begriff der Weisheit hat zwar im Laufe der Zeiten inhaltlich eine große Aenderung erfahren; stets wird hier jedoch darunter nur die Beschäftigung mit allgemeinen wissenschaftlichen Problemen, besonders mit den allgemeinen Prinzipien (Archai) verstanden.

II. Die Kulturentwicklung hatte zur Folge, daß viele der ursprünglichen Probleme zur klarsten Lösung gelangten und daß mancherlei Doktrinen, welche im Altertume von wenigen Auserlesenen gepflegt und deshalb zur Philosophie mitgerechnet wurden, derzeit Gemeingut aller Gebildeten sind; dadurch geschah es, daß ein Gebiet nach dem anderen, welche alle ihrem Schoße, dem philosophischen Sinne, entsprungen waren, sich zur Selbständigkeit durcharbeitete und nicht mehr als zu derselben zugehörig betrachtet wurde; nur zwei sind ihr verblieben; erstlich das Streben nach jener Erkenntnis, welche das letzte Gemeinsame und Verbindende aller Wissenschaftszweige (unter Außerachtlassung jeder metaphysischen Untersuchung) in sich begreift, das ist die allgemeine Erkenntnislehre und die Metaphysik oder die erfahrungüberschreitende (transempirische) Wahrscheinlichkeitslehre; beide zusammen bilden die Grundlage der bewußtbezielten Weltanschauung (als des Inbegriffs aller grundlegenden Anschauungen eines Individuums) und unterscheiden sich hiedurch von den anderen Wissenschaften;

wie sich ergeben wird, gehört ein großer Teil dessen, was heute als Erkenntnistheorie betrachtet wird, in die Metaphysik.

III. Vielfach wird unter philosophischen Disziplinen außer der Erkenntnistheorie und Metaphysik die sogenannte philosophische Propädeutik, als Logik und Psychologie, ferner die Ethik und Aesthetik verstanden; dies hat seine Ursache nicht nur darin, daß diese Fächer sich von der Philosophie zu allerletzt loslösten, also die Berufsphilosophie am längsten beschäftigten, sondern auch darin, daß die Erkenntnislehre auf psychologischen Elementen sich aufbaut, daß alle diese Doktrinen stofflich Verwandtes enthalten und wohl auch, daß die Kräfte des Schönen und Sittlichen vielfach auf metaphysische Quellen zurückgeführt wurden.

IV. Man spricht von Rechtsphilosophie, Geschichts-, Natur-, Sprach-, soziologischer, Volkswirtschafts-Philosophie und so weiter, als den letzten Abstraktionen der fraglichen Wissenszweige; es scheint nun zwar kein zutreffender Grund vorhanden, dergleichen Forschungsergebnisse aus ihnen auszuscheiden und abgesondert darzustellen, und der Grundsatz der Arbeitsteilung mit ihrem tieferen Eindringen in das Arbeitsgebiet scheint vielmehr das Gegenteil zu empfehlen; allein andererseits ist es dankenswert, die wichtigsten dieser Gesetze als die letzten Abstraktionen der Erkenntnis (oder als die Prinzipien) der einzelnen Wissenschaften übersichtlich darzustellen.

2. Allgemeine Untersuchungsberechtigung.

Die Untersuchung über die Möglichkeit des Erkennens setzt diese Möglichkeit nicht mehr voraus, als jeder Versuch zur Erreichung eines gesetzten Zieles. Die Kritik dieser Möglichkeit muß aber schon bei den Denkelementen einsetzen; wir müssen weiters jedes Erkenntnisglied derselben unterziehen; und es wird sich schon bei den ersten Schritten unumstößlich zeigen, ob die Feststellung einer solchen Möglichkeit überhaupt nicht oder nur in einem bestimmten Sinne gegeben sei.

Vor allem muß aber schon hier die Schwierigkeit überwunden werden, welche in dem Hegelschen Einwande besteht, daß wir das Erkennen untersuchen wollen und damit schon von der noch nicht bewiesenen Voraussetzung ausgehen, daß wir das Erkennen mit Erfolg überhaupt zu untersuchen, das ist zu erkennen vermögen. Wir dürfen daher gar nicht von der Vor-

aussetzung ausgehen, daß wir erkennen können, sondern zunächst bloß die Erforschung versuchen, ob wir überhaupt irgend etwas zu erkennen vermögen und worin die Erkenntnis bestehe, und zu diesem Zwecke vor allem forschen, welchen Ursprung das Denken überhaupt habe, ob und worin ein Verhältnis zwischen Denkendem und Gedachtem oder Dingewelt und Gedankenwelt bestehe, woraus sich dann Folgerungen für den Ursprung, die Beschaffenheit und die Grenzen der Erkenntnis ergeben werden.

Die Lösung wird als eine befriedigende anzusehen sein, sofern die so gewonnenen Anschauungen einzeln wie in ihrer Gesamtheit keine begründeten Widersprüche hervorzurufen vermögen.

3. Methode der Philosophie.

Es müssen die, wie später dargestellt werden wird, allen Wissenschaften gemeinsamen Methoden oder Erkenntniswege auch auf diesem Gebiete zur Anwendung gelangen, als: Synthese und Analyse, Induktion und Deduktion, Genesis und Telesis. Die fälschlich so genannten psychologischen und logischen Methoden unterscheiden sich nicht von jenen, sind vielmehr nur deren Anwendungen und dies deshalb, weil andere Wege nicht bestehen.

Wenn trotzdem beispielsweise von einer philologischen Methode bei Bearbeitung der Geschichte oder von der introspektiven bei jener der Psychologie gesprochen wird, so bedeutet dies nur das Gebiet, in welchem die gemeinsamen Methoden mit besonderem Erfolge anwendbar sein können; die systematische Methode der Gesetzesauslegung bedeutet die Anwendung einer besonderen Synthese, meist abweichend von jener des Gesetzsystems selbst, während die exegetische auf diese besondere Synthese verzichtet. Die Notwendigkeit, auf die Elemente des Erkennens als deren Grundlage zurückzugehen, ist der Erkenntnistheorie mit der Psychologie gemeinsam, weil, wie sich zeigen wird, nur aus den Elementen, aber auch schon aus diesen, ihr Ursprung, ihre Grenzen und ihr Ziel erschlossen werden können; allein die Psychologie beschäftigt sich mit den Elementen als Phänomenen, die sie beschreibt, zergliedert und zusammenfaßt, während sie jene mit besonderer Rücksicht auf ihre Aufgabe als Darstellung des Ursprunges, der Beschaffenheit und der Grenzen des menschlichen Erkennens untersucht.



Die sogenannte transzendente Methodenlehre Kants, durch welche zur Begründung der Erfahrung logische Gesetzmäßigkeit, daß und wie gewisse Vorstellungen, Anschauungen oder Begriffe lediglich a priori angewandt werden oder möglich seien, dargetan werden soll, ist zum Teile Erkenntnislehre, zum Teile Synthetik, teilweise erörtert sie Denknormen, teilweise ist sie ein kurzer geschichtlicher Abriss.

I. Buch: Erkenntnislehre.

I. Teil: Die Empfindungen.

I. Unter dem Worte **Bewußtsein**, das im folgenden gebraucht werden wird, wird sowohl das **Sich in n e s e i n** dessen, daß man psychische Vorgänge erlebt, verstanden (wie in dem Ausdrucke »zum Bewußtsein kommen«), in welchem Falle es auch eine Abkürzung der Worte »**Bewußtsein des eigenen psychischen Lebens**« ist oder es wird, wie regelmäßig im folgenden, in der Bedeutung des »**Erlebens psychischer Vorgänge selbst**« angewendet (Aufnahme ins Bewußtsein, Bewußtseinsvorgänge).

Unter dem Worte **Seele** (**Psyche**) wird hier, unter vorläufiger Ablehnung aller metaphysischen Betrachtungen, der Inbegriff (oder für jene, die sich dies so besser vorstellen, der Träger) aller Bewußtseinsvorgänge verstanden.

II. **R e i z** bedeutet jede Einwirkung auf die Nerven, gleichviel, ob sie wie Licht- und Schallwellen oder Stoß und Druck physikalischer Art oder ob sie wie die sogenannten erstschichtigen (peripheren), zweitschichtigen (subkortikalen) oder drittschichtigen (kortikalen), in die Großhirnrinde gelangenden Einwirkungen physiologischer Art ist. Aeußere Reize sind Sinnesreize, innere die vegetativen, wie Aufnahme und Ausscheidung der Nahrung und Luft, und die willkürlichen und unwillkürlichen Bewegungen der Organe.

III. **E m p f i n d u n g e n** heißen nun die Bewußtseins- oder Erlebens-Elemente, welche die Folgen oder Auslösungen solcher innerer und äußerer Reize sind.

Auslösung bedeutet also die umändernde (transformierende) Wirkung, welche die Reize, vermittelt der Nervenleitung weiterbefördert, an der zentralen Endstelle erfahren.

Die Empfindungen als ursprüngliche oder primäre, erst-reihige, einfache, weil aus anderen Elementen nicht zusammengesetzte Bewußtseins-elemente, zerfallen in

1. Die Empfindungen, welche Wahrnehmungen (der Außenwelt) und damit Vorstellungen, Urteile und Begriffe zentral auslösen; das sind Wahrnehmungs-, Denkelement- oder Denkempfindungen.

2. Die Empfindungen, welche Bewegungen oder doch Bewegungsdrang (Streben) auslösen oder die Bewegungsempfindungen.

3. Die Empfindungen, welche Lust und Unlust auslösen oder die Lust- und Unlust-Empfindungen.

IV. Die Empfindungen sind nie einfach oder rein gegeben, sie sind vielmehr stets eine vereinigte Mehrheit oder Gruppe von auf dieselbe Ursache zurückführenden Empfindungen, ein Komplex, ein Empfindungsbündel; der Gegenstand einer Wahrnehmung ist beispielsweise ein Komplex von Form, Farbe, Temperatur, Widerstand und anderen Empfindungen.

II. Teil: Das Denken.

1. Kapitel. Wahrnehmung, Vorstellung, Urteil, Begriff, Gruppe und Reihenfolge, Abstraktion, Erfahrung, Denken, Denkinhalt, Denkwege, Denkziel, Denkstadien, Bewußtseinseinheit, Fähigkeiten, sekundäre und tertiäre Bewußtseinsvorgänge.

I. Wahrnehmungen heißen jene Empfindungen, welche die Außenwelt als solche oder als Erscheinung (also nicht mit Bewegung oder Lust) im Bewußtsein auslöst; hiebei wird mit Mach als Außenwelt auch unser ganzer Organismus (mit Ausnahme des Nervenzentrums) aufgefaßt; ein Stück Außenwelt heißt sonach Erscheinung, wenn es als Auslösung von Empfindungen betrachtet wird. Unter Auslösung wird hiebei, wie bereits erklärt wurde, die Bewirkung der Umwandlung der besonderen Sinnesenergien (oder auch nach einer anderen, später zu erörternden Auffassung, des besonderen Sinnesmechanismus) in jenen des Zentralorganes verstanden, worüber bisnun allerdings die Wissenschaft noch nichts festzustellen vermochte.

II. Die Wahrnehmungen vermag die Seele mechanisch (oder in anderer Auffassung, beziehungsweise mit anderen Worten, energetisch, unbewußt, passiv, als Funktion der

Nervenorgane, als Auslösung, automatisch) festzuhalten; die Außenwelt fixiert sich hiebei selbst im Bewußtsein wie Bilder auf lichtempfindlichen Platten, und die Seele vermag sie ferner wieder zu erzeugen; die festgehaltene, wiedererzeugte oder auch nur wiedererzeugbare Wahrnehmung heißt Vorstellung. Diese Reproduktionsfähigkeit, durch welche die Vorstellung die Grundlage der Denkvorgänge wird, schließt es nicht aus, schon die Empfindungen selbst, welche die Wahrnehmungen und somit die Vorstellung bewirkten (und nicht erst die Vorstellung), als das (primäre) Element des Denkens aufzufassen.

Mit der Vorstellung, die ich mir aus den im Bewußtsein festgehaltenen Wahrnehmungen jederzeit bilden, aus dem Bewußtsein (der Zentrale) reproduzieren kann, beginnen schon spontane oder selbst erzeugte Vorgänge (welche aber doch immer nur Reproduktionen sind).

III. Das Urteil ist als Vorgang zunächst das Sichinnewerden einer Wahrnehmung und Vorstellung als eines Zusammengesetzten oder Merkmalkomplexes und die Feststellung und Beschreibung dieser Einzelheiten; nachdem der Gegenstand im allgemeinen wahrgenommen wurde, wird er im einzelnen ins Auge gefaßt, betrachtet, geprüft und »beurteilt« (konkrete oder einzelgegenständliche Betrachtung); später, nachdem sich allmählich und gleichzeitig der Begriff (s. IV.) gebildet hat, werden auch der Begriff und seine Merkmale beurteilt (abstrakte oder Begriffsbetrachtung).

Das Urteil ist die Auseinandersetzung von Vorstellungsinhalten, später von Begriffen und Erkenntnissen durch Unterscheidung, Hervorhebung und Ergänzung unter Anerkennung oder Verwerfung; es ist anfänglich unbewußte und mechanische Ganz-, Teil- und Teile-Betrachtung (mechanische Synthese und Analyse), welche erst später zur bewußten Methode der Synthese oder Analyse wird; das Urteilen im weitesten Sinne wird in den Methoden erörtert.

IV. Der Begriff ist die Synthese oder Zusammenfassung gleichartiger Vorstellungen zu einer Einheit, Type; in den Erlebnis- oder Erinnerungsbildern werden die immer wiederkehrenden gemeinsamen, wesentlichen, unvollständigen Umrißlinien — was man früher das »Ding mit den vielen Merkmalen« nannte und als erste Form der Erfahrung bezeichnete — im Bewußtsein immer kräftiger und hervorstechender, während die anderen verblassen und ver-

gessen werden; der Inhalt ist hiebei ursprünglich, wie bei jeder Augenblicksaufnahme einer Dingvielfeit oder Empfindungsvielfeit, unbestimmt: Mensch, Menschheit, Menschheitsgeschichte, Welt, welche der Stumme durch Zeichen, der Sprechende durch den Laut, dann durch das Wort als Symbol ausdrückt und wird durch das stete Urteilen immer deutlicher; im ersten Stadium bedarf es und gibt es noch keine »synthetische Einheit der Apperzeption«; letztere entwickelt sich, wie dargestellt werden wird, erst später.

V. Gruppe und Reihenfolge. Jedes Außenweltstück, das als Wahrnehmung ins Bewußtsein aufgenommen wird, wird wie bei Aufnahme in einem wohlverwalteten Warenlager geprüft und doppelt gebucht, und zwar in der entsprechenden Erlebnisabteilung und in der Reihenfolge des Erinnerungstagebuches; ähnliche Erlebnisse oder Bilder werden mechanisch zu ähnlichen geordnet, wodurch Gruppen entstehen; ebenso werden entfernter ähnliche Gruppen nebengeordnet, und zwar um so näher, je stärker ihr Zusammenhang, je vielfacher ihre Beziehungen sind; das notwendige Einreihen bewirkt, daß oft auch völlig Neues Anschluß an Bekanntes sucht, wodurch leicht Irrtümer entstehen; andererseits werden neue, abändernde Anschauungen wegen der mit der neuen Ordnungsherstellung verbundenen Arbeit oft recht unwillig aufgenommen. Wenn sich die Unrichtigkeit der Aehnlichkeit herausstellt, werden die Erlebnisse dann eben in der gehörigen Art eingeordnet. Durch dieses stete Anknüpfen an die bestehende, meist überkommene Anschauung, erlangt die Entwicklung ihre Kontinuität. Die Behauptung, daß die Erlebnisse linear oder eindimensional verlaufen, ist in dem Sinne gerechtfertigt, daß sie durch das Gedächtnis als Kette festgehalten werden, so daß ein Erlebnisglied sich an das andere fügt.

Der Begriff hat denkbildende Funktion und gleichzeitig denkökonomischen Charakter; er erlangt keine denkgesetzliche Unabhängigkeit von der Außenwelt, von welcher er doch nur abstrahiert wurde, wobei viele die Vorstellungsbilder ursprünglich begleitenden Erlebnisse wegfielen; durch diese Abstraktion von Erlebnissen und psychischen Vorgängen erscheint er aber manchen fälschlich als transsubjektiv, transzendent, von der Wahrnehmung unabhängig, als »Ding an sich«.

VI. Abstraktion ist danach das Herausziehen des synthetisch oder analytisch Gemeinsamen oder Ueberein-

stimmenden (also unter Hinweglassung des Verschiedenen aus einer Gesamtbetrachtung, sei es von Gegenständengruppen oder Merkmalen und Bestandteilen und Vorgängen); je größer die Erfahrung des einzelnen oder der Gesamtheit wird, desto genauer wird das Abstraktionsergebnis sein.

Die letzten Abstraktionen können bei der nachträglichen logischen Einordnung (also nicht etwa psychologisch ihrem Entstehen nach betrachtet) als die einfachsten Begriffe oder als Begriffelemente betrachtet werden.

VII. Urteile, Merkmale und Prädikate sind Analysen oder Synthesen. In den Sätzen »der Vater ist gut; er hat mir verziehen« ist der Vater die Synthese oder ein Inbegriff, in welchem wie die Vaterschaft insbesondere, so auch alle seine Erlebnisse enthalten sind; das Verzeihen ist eines dieser Erlebnisse, das zu seiner vollständigen Persönlichkeit ebenso gehört, wie irgend ein Merkmal, eine Eigenschaft; mir erscheint es so wichtig für jene, wie zur Charakterisierung Alexanders der Fall Clitus; allein nicht das Maß seiner Bedeutung, sondern die Existenz des Erlebnisses macht es zum Teile seiner Persönlichkeit (vergl. unten Aktualitätstheorie); losgelöst betrachtet ist es Analyse. Im Satze »der Vater ist ein Mensch« ist das Prädikat eine ohneweiters einleuchtende Synthese.

»Die Wurzel, »svar«, auf die das lateinische »sol« zurückgeht, bedeutet ursprünglich nicht die Sonne, sondern diese Wurzel diene dazu, die verschiedenen Tätigkeiten und Eigenschaften der Sonne mitauszudrücken. Wollte man also sagen: Die Sonne leuchtet, scheint, wärmt, brennt, geht auf, geht unter, ist von Wolken bedeckt, dann entrang sich der Menschenbrust der bereits bekannte Laut »svar«. Denken wir uns nun, daß die Hörer des Ausrufes durch eigene sinnliche Wahrnehmung und vielleicht auch durch eine Gebärde des Sprechenden unterstützt wurden, so konnten sie leicht verstehen, was der Sprechende an der Sonne bemerkte. Wollte man aber Erlebtes anderen mitteilen, so muß sich bald genug gezeigt haben, daß der bloße Ausruf »svar« und selbst eine begleitende Gebärde nicht ausreichte, um Verständnis zu finden. Der Sprecher, dessen Bedürfnis nach Verständlichkeit durch das Nichtverstehen des Hörers noch gesteigert wird, sucht nun in seinem geringen Vorrate nach einem Laute, der zu »svar« hinzugefügt, seinem Genossen deutlich mache, was er sagen will. Denken wir uns, es fiel ihm etwa die Wurzel »ruk« ein und er rufe nun: »svar ruk« (sol lucet). Versteht ihn der andere, dann wird

dieser voll Freude beide Laute wiederholen und nächstens selbst zur Bezeichnung des Vorganges anwenden.«

»Damit ist ein wichtiger Schritt in der Weiterentwicklung vollzogen. Der blühende Baum ist wie die leuchtende Sonne für unsere Wahrnehmung ein ungeteiltes, noch nicht gegliedertes Ganzes. Sobald wir aber durch die Wahrnehmung veranlaßt werden, das Urteil zu fällen: »Der Baum blüht«, hat sich unsere Auffassung des Vorganges geändert . . . Dadurch, daß die Wurzel zu Subjekt und Prädikat auseinandertritt, wird der Vorgang »gegliedert und objektiviert« (Jerusalem). Diese Zusammenfassung zur Einheit und Zergliederung in Merkmale erfolgt durch Urteilen, dessen sprachlich einfachster Ausdruck das einfache Prädikat ist.

VIII. Neue Wahrnehmungen und Vorstellungen reproduzieren gleiche und ähnliche, erlebte oder Erinnerungsbilder, wodurch festgehaltene Erlebnisgruppen entstehen (Assoziationsgesetz); von gleichzeitig oder fast gleichzeitig Erlebtem reproduziert eines das andere (bei bloßen Wahrnehmungsgruppen und Erlebnisgruppen im engeren Sinne Berührungsgesetz, bei anderen Ähnlichkeitsgesetz; Apperzeption ist die besondere Beobachtung oder Aufmerksamkeit, die einem Gegenstande oder seinen Teilen oder seinen Merkmalen zugewendet wird; ihr Grund sind entweder unsere vorausgegangenen Erlebnisse; haben wir etwas oft angesehen, wie die Sonne, ist es gleichgiltig und unbeachtet; unmittelbar vorausgehendes Müdigkeitserlebnis läßt den Wald als Ruhe gewährenden Ort begrüßen; der Tischler, in welchem er Arbeiterlebnisse auslöst, der an sein Geschäft denkt, wird Merkmale beobachten; oder es sind gegenwärtige Bedürfnisse; der Hungrige wird dort etwas Genießbares suchen; der Jäger nach Beute anschauen; häufig, oder vielleicht ursprünglich überhaupt entwickelt sich die Apperzeption als die Folge unerwarteter neuer Befriedigungen als Mehrwirkungen, was später erörtert werden wird.

Einige behaupten, daß den Dingen ursprünglich anthropomorphisch (oder nach Art der Menschen) ein Wille, eine Seele (Animismus), eine Kraft zugeschrieben wurde, welche Auffassung dem Satzbaue (der Wind weht) zugrunde liegen soll, und es wird dieser vermeintlichen »fundamentalen Apperzeption« eine große Bedeutung zugeschrieben; allein diese Personifikation ist näherliegend auf eine bequeme Analogie der Ausdrucksweise für menschliches Verhalten zurückzuführen;

es wird sich beispielsweise die Satzform »die Frucht ist süß« nicht leicht auf eine animistische Auffassung zurückführen lassen.

IX. Jede einzelne (schriftlich oder im Gedächtnisse) festgehaltene Beobachtung oder Wahrnehmung, deren Gegenstand alles Wahrnehmbare ist, ferner aber der Inbegriff aller dieser auf körperliche und seelische Vorgänge sich beziehenden Beobachtungen wird Erfahrung oder Empirie genannt; das die Erfahrung Uebersteigende wird als transzendent bezeichnet, was nicht zu verwechseln ist mit dem Worte transzendental, als das (vermeintlich, jedoch unrichtig) die Erfahrung aus der Gesetzmäßigkeit des Denkens begründende und regulierende, was später verständlicher werden wird.

X. Denken ist der Inbegriff der Bewußtseinsvorgänge, deren ausschließliche Elemente mittelbar oder unmittelbar die Vorstellungen der Außenwelt sind.

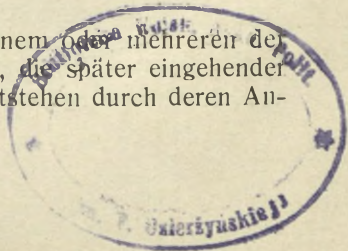
Zum Denken ist Außenwelt und Nervensystem ebenso erforderlich, wie zum Atmen Luft und Lunge, zum Gehen die Füße und der Boden; Hirn, Lunge und Füße sind angeboren wie ihre Funktionsmöglichkeit und -Entwicklung. Die Funktion des Hirnes ist zunächst die rezeptive, passive Aufnahme (Wahrnehmung) und Aufspeicherung der Gesamtbilder im Gedächtnisse; ihm folgt die mechanisch spontane Scheidung (zunächst ohne Arbeit) des Aufgenommenen durch Synthese und Analyse und dessen Festhalten unter Ausscheidung des Ueberflüssigen.

Dieses Scheiden und Festhalten und Ausscheiden wird durch die gewonnenen Beobachtungsergebnisse immer lebhafter, wobei es dann allerdings durch intensive Beobachtung und zielbewußte Aufnahme der Resultate zu einer Arbeit, zu jener der höheren Denktätigkeit wird.

Es ist mehr als Empfindung im Sinne einer mechanischen Wirkungsauslösung; es tritt hiezu das Festhalten, Ordnen, Verarbeiten, Hinausverlegen in die Außenwelt als Beziehung zu einer Tatsache; neben den Sinnen arbeitet die rezipierende Zentrale selbsttätig und reproduktiv.

XI. Den Inhalt des Denkens bildet die Außenwelt, zu welcher in diesem Sinne (nach Mach) auch der Körper mit seinen sogenannten Innenempfindungen gehört; alles Denken hat Erlebnisinhalte.

XII. Alles Denken geschieht auf einem oder mehreren der sechs Denkwege oder Methoden, die später eingehender erörtert werden, und alle Gedanken entstehen durch deren An-



wendung; so die Beobachtung und das Festhalten steter gleichartiger Erscheinungen (Induktion), die Forschung nach ihrem Entstehen (Genesis), die einheitlich ordnende Zusammenfassung (Synthese), die einreihende, beschreibende Zergliederung (Analyse) und die Nutzenanwendung der Induktionsresultate auf verwandte Erscheinungen (Deduktion) und der Genesisresultate zur Entwicklungsförderung (Telesis); die als Phantasie oder Spekulation kombinierende und damit scheinbar schöpferische und neugestaltende, tatsächlich reproduzierende Nutzenanwendung aller so gewonnenen Resultate bedeutet das Zusammenarbeiten mit allen kombinierten Methoden.

XIII. Das letzte, zweckbewußte, als solches oft mittelbar biologische, Ziel ist immer Befriedigung von wirklichen oder eingebilddeten körperlichen und seelischen Bedürfnissen.

Das zweckbewußte Denken hat die Befriedigung irgend eines Bedürfnisses, aber nicht etwa bloß des direkten Erhaltungsbedürfnisses zum Ziele; ein solches Bedürfnis kann das Streben nach Erkenntnis aus Neugier oder Wissensdrang, Bedürfnis nach Orientierung oder ein Nutzen als Mittel zur Erreichung anderer Lebensgüter sein.

Bedürfnisse sind, wie im Kapitel »Wille« dargestellt werden wird, zeitlich früheste, wenn auch zunächst nur aus Vorstellungen und Empfindungen zusammengesetzte, Bewußtseinsvorgänge.

Das Denken ohne ein in der Wirklichkeit wurzelndes Bedürfnis, wie im wachen Träumen, geschieht ohne Streben, ohne Kraftkonzentration; die im Bewußtsein resorbierten Elemente sind sich selbst überlassen und irren planlos durcheinander ohne ein Ergebnis; trotzdem ist das Streben und ebensowenig ein einfaches Erkenntnisbedürfnis oder auch der Wille die Wurzel des Intellektes, wie der erkenntnistheoretische Voluntarismus behauptet; das allmählich sich entwickelnde Erkenntnisbedürfnis wird nur von der Intellektsentwicklung und von der erlebten Lust an Befriedigungen nach dem Gesetze der Heterogenie der Zwecke bewirkt; die Denkelemente, wie Vorstellung, Urteil, Begriff, waren schon da, mechanisch erworben; Bedürfnis setzt Vorstellungen voraus; es wird sich zeigen, daß das Denken einer der Bestandteile des Willens ist; es ist daher die Annahme von Normen des Denkwillens als Ausfluß irgend einer eigenen Geistesgesetzgebung ungerechtfertigt.

Das Denken und seine Funktionen, mithin auch seine Normen, bilden sich vielmehr, wie dargelegt wurde, mechanisch oder energetisch passiv, als selbsttätige Organfunktion

(wie atmen und verdauen und andere biologische Prozesse), und zwar bildet es sich durch Abstraktion aus der Erfahrung der Umwelt, mit welcher es beginnt und endet; es ist deshalb auch nicht gerechtfertigt, von »Einheitswillen« zu sprechen; die einfache Synthese bildet sich mechanisch; mit demselben Rechte wie vom Einheits-, könnte man auch vom Zergliederungs-, Verknüpfungs- und Abstraktionswillen sprechen.

Alles Denken bezieht ein Wissen, Orientieren und Vorsehen zum Zwecke der Bedürfnisbefriedigung: *savoir pour prévoir pour pouvoir* (Comte); das Denken hat sohin in letzter Linie, wie alle Funktionen des Organismus, eine biologische Funktion.

Allein auf biologischer Grundlage läßt sich das Denken trotzdem nicht aufbauen; es dient zwar alles Denken den Bedürfnissen, aber die Bedürfnisse haben das Denken nicht geschaffen; das Werkzeug war schon da und wirkte mechanisch, bevor es von der Entwicklung selbsttätig benützt wurde.

XIV. In der Entwicklung des Denkens lassen sich drei Stadien unterscheiden:

1. Die bloße einfache Begriffs-, Urteils- und Kategorie-abstraktion; sie gewährt die Elemente in ihrer naiven Uebersicht, Ordnung und Einheit; (denkelementbildende Tätigkeit).

2. Die naive Kategorien- und logisch-mathematische Abstraktion bewußter Induktionsresultate; sie erspart Mühe, vereinfacht Arbeit und ermöglicht höhere geistige Tätigkeit; (denkökonomische Tätigkeit).

3. Die höhere bewußt methodisch-systematische Abstraktion und höhere Kombination, welche die tiefere Analyse des Geistes und die Verknüpfungen der wissenschaftlichen und künstlerischen Phantasie ermöglicht, durch welche die Menschen auch die psychologischen und gesellschaftlichen Gesetze, also die eigene, bis dahin unbewußte Gesetzlichkeit, unter welcher sie denken und leben, erkannten, wodurch sie auf dessen Entwicklung den größten Einfluß nehmen können. Es bedarf also nicht erst der Hegelschen Annahme eines »Weltprozesses«, durch welchen das Unbewußte zum Bewußten sich entwickelt; das geschieht vielmehr durch sorgfältige Beobachtung oder Erfahrung (denksystematische Tätigkeit).

Das intuitive schöpferische (kombinierende) Finden der Wahrheiten geschieht durch das oft plötzliche Auftauchen einer Idee als neue, automatisch-mechanische Verbindung von Be-

wußtseins-elementen; soferne sie das Bewußtsein besonders beschäftigt, wird das vorhandene und weiter erworbene Bewußtseinsmaterial stetig hervorgeholt, auf sie bezogen und jede Relation festgehalten, so daß sie wie ein Kristallkern in der Mutterlauge wächst; mit allen Methoden wird das Material herbeigeschafft.

XV. Alle Bewußtseinsvorgänge sind immer mit einem bestimmten Organismus untrennbar verbunden; sie sind seine ausschließlichen Vorkommnisse oder Erlebnisse; diese Abstraktion des allen Erlebnissen gemeinsamen einzigen Objektes, des einheitlichen Objektes, auf welches diese Erlebnisse bezogen werden, führt zu einer synthetischen Bezeichnung; und da wir gewöhnt wurden, jedes Außenweltstück (wenn auch fälschlich) als Substanz oder Eigenschaften aufzufassen, wurde diese gleichfalls zunächst substanziierte Synthese als Seele bezeichnet, welche dann als »Träger« dieser Substanzeigenschaften oder Fähigkeiten angesehen wurde; das Wort *S e e l e* wird daher auch in diesem *z w e i f a c h e n S i n n e* als der einheitliche Inbegriff der Bewußtseinsvorgänge, wie der Funktionen, sei es des Organismus, sei es eines Trägers metaphysischer Art gebraucht.

XVI. Mit dem Ausdrucke Fähigkeit oder Vermögen des Denkens soll und kann nichts erklärt werden, da es weder eine Analyse noch eine Genese oder Induktion der Seele oder ihrer Zustände bedeutet; es ist nichts damit gewonnen, wenn das Verdauen auf die Verdauungsfähigkeit zurückgeführt wird; nur als synthetische Bezeichnung der Eigenschaft des Denkens kann man ihn gelten lassen.

Wie das Denken so als Erkenntnisfähigkeit oder Erkenntnisvermögen bezeichnet wird, so spricht man auch von Willensfähigkeit und von Gefühlsvermögen und die Seele wird als die Trägerin dieser sämtlichen Fähigkeiten betrachtet.

Wille und Gefühl werden deshalb als selbständige psychische Funktionen bezeichnet, weil sie fälschlich als vom Denken und Empfinden qualitativ verschiedene Funktionen erscheinen, während sie, wie dargetan werden wird, aus ihnen zusammengesetzt sind; sie werden sich aber als solche selbständige Bezeichnungen, wenn auch im Sinne einer sekundären Funktion, behaupten, weil dies bequemer ist, als das Zurückkommen auf die Agentien, aus denen sie zusammengesetzt ist, zumal bei der großen Bedeutung dieser Funktion und ihrer vielfachen Erörterung denkökonomische Gründe für diese An-

wendung sprechen; allein das gleiche gilt von der Arbeitsfähigkeit und Gemeinschaftsfähigkeit, welche deshalb aus solchen praktischen Gründen den Gegenstand von dem Denk-, Gefühls- und Willensvermögen nebeneordneten Betrachtungen bilden können (siehe diesbezüglich meine Ethik) und die Sprache als Ausdrucks- oder Mitteilungsfähigkeit, welche wegen ihres Zusammenhanges mit der Erkenntnis in dieser Schrift zur Erörterung gelangen wird.

Während Fühlen und Wollen als zweitreihige Vorgänge aufzufassen sind, sind die allmählich sich entwickelnden, immer sich verbessernden Ausdrücke, beziehungsweise Verkörperungen, und zwar als des Denkens die Sprache, als vorwiegend des Wissens zu Bedürfnisbefriedigungsleistungen die Arbeit und als vorwiegend des Fühlens die Gemeinschaftsbetätigung dritt-reihige Vorgänge.

Wundt bezeichnet einmal den Willen als ein von Trieb-leben zum Vernunftwillen sich entwickelndes Streben; trotzdem ist nach seiner Anschauung der Wille angesichts der Streblosigkeit der Denkelemente nicht sekundär, sondern ursprünglich (autogenetische Willentheorie), und er spricht von triebartiger Willenshandlung; die Rechtfertigung der Auffassung als eines zweitreihigen Vorganges erfolgt in der Darstellung des Fühlens und Wollens.

2. Kapitel. Die Wahrheit.

Das Wort Wahrheit wird in vierfachem Sinne gebraucht.

1. Als Uebereinstimmung vom absoluten Sein (oder der »Wirklichkeit« als des in den gedachten Kausalreihen »letzten Wirkenden« oder der Urdinge) und Denken in ihren Elementen und ihren Verbindungen: absolute Wahrheit-Erkenntnis, ontologische Wahrheit.

2. Als das Wahrnehmen und Festhalten der Erscheinungen und ihrer Stetigkeiten oder Gesetze, soweit sie Menschen zugänglich sind: relative Erfahrungserkenntnis.

3. Als Formel der Arbeitserleichterung, formliche, logisch-mathematische Wahrheit, oder als die Art der ökonomischen Denkopoperationen und der durch sie erzielten Arbeitsvorteile: ökonomische Denkopoperationserkenntnis.

4. Als subjektive Wahrhaftigkeit gegen sich und andere: ethische Wahrheit.

Die hier angeführte Definition der absoluten Wahrheit ist im wesentlichen gleichlautend mit jener des Aristoteles, Locke

u. a.; die Auffassung mancher Denker, wie Mach, Jerusalem u. v. a., welche in ihr ein Adäquates, Korrespondierendes, ein symbolisches Koordiniertsein von Sein und Denken erblicken, ist nicht eine Bestimmung der absoluten Wahrheit selbst, sondern die Behauptung einer bestimmten metaphysischen Theorie, nämlich die Anschauung über die Relation zwischen Sein und Denken. Die hier gegebene Bestimmung der relativen Wahrheit ist ähnlich jener von Wolff, Cornelius, Weber u. a., welche sie jedoch für die Wahrheit schlechtweg und ohne die hier gemachten vier Unterscheidungen geben.

Eine Widerlegung der erkenntnistheoretischen Anschauung des Denkens und der Erkenntnis als Willensresultates erfolgt an geeigneter Stelle, desgleichen der biologischen Theorie, welche in der Nützlichkeit die Quelle der Wahrheit erblickt.

3. Kapitel. Die absolute Wahrheit.

I. Die volle absolute Wahrheit oder absolute Erkenntnis ist die Uebereinstimmung zwischen Denken und absolutem Sein der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, also die Uebereinstimmung zwischen Sein und Denken rücksichtlich aller Dinge der Welt, wie sie war, ist und sein wird. Unter absolutem Sein wird ein völlig unbestimmtes Etwas als Weltelement angenommen oder gesetzt, welches seinem Bestande nach unabhängig ist, so daß es (Spinoza) zu diesem Bestande keines anderen bedarf, weshalb man es auch das »Absolute« oder »An sich« nennt. Zu dieser Annahme ist man berechtigt, da sie nur der Gegensatz zum erfahrungswidrigen Nichts ist, und da wir von der Erfahrung ausgehen müssen, was später begreiflicher werden wird.

Die absolute Wahrheit ist uns nicht zugänglich, weil ihr Gebiet die Anwendung der Denkmethode ausschließt; wir nehmen die Dinge selbst nicht wahr, vielmehr nur die Erscheinungen, wie sie ins Bewußtsein aufgenommen werden; die Behauptung des Skeptizismus, ich erkenne, nichts erkennen zu können, ist kein Widerspruch; denn mit Rücksicht darauf, daß die Worte »erkennen« in den Sätzen verschiedenes bedeuten, lautet sie mit anderen Worten: Meine Erfahrungserkenntnis ist, daß mir die Dingerkenntnis nicht erreichbar ist. Es ist der Ausruf »Ignorabimus« oder »Wir werden es nie erfahren«, gerechtfertigt oder um in krausem Philosophenstile zu schreiben: »Nur das absolute Wesen kennt die absolute Wahrheit von dem absoluten Sein.«

wobei unter dem Worte absolut das, was für sich allein bestehen kann, also unter absolutem Wesen die Gottheit verstanden wird.

4. Kapitel. Die Erkenntnis; ihre Quelle, Beschaffenheit und Grenze.

I. Erfahrung ist, wie oben auseinandergesetzt wurde, jede einzelne festgehaltene Beobachtung, wie der Inbegriff aller. Die allgemeine Uebereinstimmung über die Richtigkeit von Wahrnehmungen bewirkt die Annahme ihrer Zuverlässigkeit, ohne jedoch von der Skepsis (darüber später) zu entheben.

II. Gesetz ist hier der beobachtete Verlauf stets gleichartiger und daher laut des unten erörterten Induktionsgesetzes nach unserer Annahme (auch in aller Hinkunft) notwendiger Erscheinungen; diese Unveränderlichkeit ist so ausnahmslos, daß von einem einmal genau beobachteten Vorgang auf dessen Stetigkeit geschlossen werden kann.

III. Die Kenntnis eines Gesetzes heißt eine Erkenntnis oder eine Erfahrungserkenntnis. Das Wort Erkenntnis kann für uns nur Erfahrungserkenntnis bedeuten, wie sich gleich ergeben wird.

Das Wort Erfahrungserkenntnis wird aber auch als Gesamtbegriff gebraucht und ist dann der Inbegriff aller durch Erfahrung gewonnenen und gewinnbaren Gesetze.

IV. Wissenschaft ist der Inbegriff sowohl der bloßen wichtigsten Erfahrungen, als auch der Erfahrungserkenntnisse; sie hält dieselben fest, prüft, sammelt und beschreibt sie, indem sie sie durch Abstraktion zergliedert und zusammenfaßt und durch Vergleichen, Verbinden und Trennen ordnet. Alle Wissenschaft ist lediglich Erfahrung oder Erfahrungserkenntnis, welche letztere deshalb schlechtweg Erkenntnis genannt wird.

Ihr Zweck ist jener des Denkens, nämlich Bedürfnisbefriedigung.

Von der Wissenschaft ist die Lehre als eine geordnete Darstellung, beispielsweise metaphysischer Anschauungen, verschieden.

V. Das tiefe analytische Eindringen und Erfassen der Zusammenhänge, und zwar sowohl der Dinge wie der Erlebnisse, wird Geist, die Fähigkeit besonderer Synthese wird Phantasie, beide zusammen Intuition genannt; diese ist die Voraussetzung der Forschung, Erfindung und Kunst.

VI. Unter Geisteswissenschaften oder psychologischen Disziplinen versteht man jene, in welchen die Untersuchung der Erscheinungen und Feststellung der Gesetze, deren Zurückführung auf ihre psychologischen Elemente, auf Bewußtseinsvorgänge bedeutet, also Psychologie, Logik, Pädagogik, Erkenntnis-, Sittlichkeits-, Schönheits-, Wirtschafts-, Rechts-, Gesellschafts-, Sprachenlehre und Geschichte.

Als Naturwissenschaften bezeichnet man jene, welche alle übrigen Erscheinungen zum Gegenstande haben; es ist daher nicht gerechtfertigt, von diesen Wissenschaften zu behaupten, daß gerade sie sich mit der »Welt der Erscheinungen« beschäftigen.

VII. Der Empirismus ist die Anschauung, daß alle Erkenntnis, soweit sie uns zugänglich ist, bloß festgehaltene, gesammelte und beschriebene Beobachtung ist; danach wissen wir nichts, was wir nicht durch Erfahrung erwarben; alles an »Stoff und Form« hat seine gesamten Elemente ausschließlich aus der Erfahrung; keines dieser Elemente ist angeboren, wohl aber ist es, was selbstverständlich, weil durch alltägliche Beobachtung greifbar ist und nie bezweifelt wurde, die Fähigkeit der mechanischen Denkfunktion; alle formale und abstrakte »Gesetzlichkeit des Denkens«, alle »Gewißheit, Notwendigkeit und Allgemeinheit« (soweit sie besteht) ist nur durch Erfahrung erworben; das »reine Denken«, das sich selbst zum Objekte macht, hat nur aus der Erfahrung stammende Erlebnisse zum Gegenstande. Durch Zusammenfassung des Mannigfaltigen wird nicht, wie Simmel vermeint, der Sinn des Geistes zum Sinne der Dinge, sondern der Sinn der Dinge zum Sinne des Geistes; je tiefer wir sie aus der Erfahrung aufnehmen, desto tiefer wird dieser Geist.

Wir haben nur die angeborene und sich entwickelnde, zunächst mechanisch tätige »Fähigkeit« des Beobachtens, Festhaltens, der Erfahrung ihres Einreihens und Ordnen zu Einheiten des kombinierenden Verknüpfens, Zergliederns, denökonomische Zusammenfassung (unter Ausschluß des Unwesentlichen) zu zusammenfassenden Schemen, des verbindenden, verändernden und dadurch schöpferischen Kombinierens der so erworbenen höheren Elemente, wobei wir jedoch auch die Verbindungsfähigkeit selbst aus der Erfahrung lernen.

VIII. Diese schöpferische Kombinationsfähigkeit, welche wie die Denkelemente selbst ein Produkt der Außenwelt und ihrer Beobachtung ist, vermag über die Elemente des von dieser in der Außenwelt Empfangenen nicht

hinaus zu kommen. Daraus erklärt es sich, daß die aus der Beobachtung der Dinge sich notwendig ergebenden oder sogenannten objektiven Denkbestimmungen (des Sokrates) oder Ideen (des Plato) ihre »wandellose Beständigkeit haben und daß Denken und Sein darin übereinstimmen, daß die Natur halte, was der Geist verspreche«.

Daraus wird es auch begreiflich, daß Leverrier den Neptun nicht am Himmel, sondern auf dem Schreibtische fand, daß Kepler die Mechanik der Weltkörper am Himmel, Newton auf dem Schreibtische entdeckte. Andererseits schließt dies jede aus der Erfahrung nicht (sei es auch in den Teilen: Sphynx) entnommene Neuschöpfung aus; es gibt keine schöpferische Synthese und wenn die Verbindung von Gedanken vermeintlich neue qualitative Eigenschaften besitzt, die in den Elementen nicht vorhanden waren, so waren das nur unerwartete und in den Elementen noch nicht erkannte Mehrwirkungen.

Diese Folge wird durch die Erkenntnis der Genesis des Denkens und der Denkelemente zu etwas Selbstverständlichem; wenn also Geschautes (genauer Erfahrenes) und richtig Gedachtes übereinstimmt, so hat das seinen Grund darin, daß alle Denkelemente Erfahrungsabstraktionen sind, und es bedarf keiner phantastischen Begründung hiefür.

Die Erfahrung kommt als Produkt der Außenwelt unter Mitwirkung der Nerven zustande, und zwar ähnlich wie die Verdauung und der Stoffwechsel mit Hilfe seiner Organe.

Wir kommen über die Erfahrung nicht hinaus, so daß die Wilden, deren Erfahrungserkenntnis noch eine geringe ist, sich die Naturgewalten und daß wir selbst uns die Gottheit nicht anders als gottmenschlich vorstellen können (Anthropomorphismus); wenn wir etwas als »undenkbar« erklären, ist diese Behauptung (mit Ostwald) eine versteckte Berufung auf die Erfahrung.

IX. Die Erfahrung ist aber zunächst nicht »gedankliche«, sondern mechanisch funktionale Verarbeitung von Wahrnehmungen vom fertig Gegebenen oder Aufgegebenen; das Kind hat keine Gedanken, bevor es nicht aus der Erfahrung mechanisch den Begriff gewonnen hat; seine Synthese ist zunächst ein mechanisches Festhalten von Gleichartigem im Gedächtnisse.

Wir sind fähig, die Erfahrung in uns erst mechanisch und im Laufe der individuellen Entwicklung auf Grund des mechanisch Aufgenommenen selbsttätig zu abstrahieren und zu erwirken (ohne jedoch je ein Denkelement produzieren zu

können), in immer höherem Maße aufzunehmen und die Elemente zu reproduzieren, zu isolieren und zu verknüpfen; aber es läßt sich nicht rechtfertigen, diese Fähigkeit, so besonders eigenartig und bedeutsam sie im Verhältnisse zu anderen Funktionen des Organismus ist, statt als Reproduktion als Produktion oder als Produkt unseres Denkens und die Erfahrung als bloßen Ausgangspunkt aufzufassen und ihr damit etwas zuzuschreiben, was sie nicht hat; selbst dort, wo künstlerische Neuschöpfungen vorliegen, ohne jede Nachahmung, wie in manchen Werken der Ton-, Dicht- und Baukunst, sind sie in ihren Elementen nur reproduktiv; das Ursprüngliche ist nur Analyse gegebener Verknüpfungen und Synthese gegebener Elemente. Diese zunächst mechanisch sich entwickelnde Fähigkeit bezeichnet man als Produktionsfähigkeit, statt richtiger als Reproduktionsfähigkeit; die unrichtige Auffassung hat den Nachteil, daß anstatt auf die einzige Grundlage aller Wissenschaft und ihres Fortschreitens in jeder Richtung, die Beobachtung, die Erkenntnisse aufzubauen, manche verleitet werden, aus dem vermeintlich unabhängigen Denken ohne allen Zusammenhang mit den Erfahrungsstatsachen, also ohne jede Basis und ohne Erkenntnismöglichkeit zu arbeiten und überdies dadurch andere auf geistige Irrwege zu bringen.

X. Daß die Erfahrung nicht »rein« ist, im Sinne des absolut Wahren, sondern daß sie relativ wahr, weil durch die Sinne vermittelt ist, berechtigt nicht, aus den in die Objekte etwa fälschlich meist per analogiam hineingelegten Zutaten, aus diesem Mangel eine Fähigkeit zu konstruieren, wie das bislang geschah und die Außenwelt mangelhafter als die »Gedankenwelt« zu finden.

Die Gegenstände richten sich auch nicht, wie Kant behauptet, nach unserer Erkenntnis; auch nicht einmal in unserem Bewußtsein; denn eine unrichtige Anschauung ist nur eine solche von Gegenständen, nicht der Gegenstände selbst, die wir nur als Phänomene kennen; nur diese Phänomene sind als solche von uns abhängig, nicht aber die Gegenstände selbst.

XI. Die Behauptung, daß sich die Gedanken den Tatsachen anpassen, ist nur dann überhaupt begreiflich, sofern darunter nicht eine biologische Funktion, sondern ein stetes Streben nach einem Adäquaten jener mit diesen verstanden wird.

XII. Die vermeintliche Kritik des Denkens rücksichtlich der Verbindungsfähigkeit lernen wir doch nur aus der Erfahrung, aus der bloßen Beobachtung und ihrem Festhalten;

ebenso verdanken wir ihr alle »Gesichtspunkte« und die Elemente der hypothetischen Ergänzungsverknüpfungen.

Die Gesetzlichkeit der Induktion ist keine (apriorisch logische) Denkgesetzlichkeit, sondern die aus der Beobachtung abstrahierte Stetigkeit; diese wird dann als Erfahrungsgiltigkeit und Notwendigkeit oder Gesetz betrachtet; in der gleichen Weise entwickelte sich die Denkökonomie.

Das vermeintlich ergänzende »Deuten« unvollständiger Erfahrungen geschieht nur auf Grund älterer Erfahrungen; abstrahieren ist nicht formen; wo das Denken ohne Erfahrung »formt«, schaut es auch danach aus.

XIII. Die E r w e r b u n g d e r E r k e n n t n i s s e geschieht zum geringsten Teile unmittelbar und ursprünglich; unser Wissen als ihr Inbegriff im weitesten Sinne beruht vielmehr zum größten Teile auf den überkommenen Ergebnissen der Beobachtungen und Betrachtungen der vorausgegangenen Menschengeschlechter.

Jedes psychische Erleben ist trotz seiner Verwickeltheit deshalb mitteilbar, weil die geschilderten Vorgänge um so genauer nacherlebt werden können, als für jede komplizierte Vorgangseinheit eine Bezeichnung besteht (nach Aristoteles sind Worte die Symbole für Bewußtseinsvorgänge), welche infolge der Gleichartigkeit dieser Vorgänge die fremde Nachhervorbringung (Postproduktion) ermöglicht; die Mitteilung, daß einer hungerte oder sich labte, etwas sah, hörte oder dachte, ruft nicht nur dieselben gedanklichen Vorstellungsreihen, sondern auch dieselben Gefühlsvorstellungen hervor.

Ein Fühlen ist aber gleichfalls nur dort möglich, wo die Gefühlselemente vorhanden sind; diese Keime zu edleren Regungen werden durch Erziehung gepflegt und zum Entfalten gebracht; das kleine Leid, welches hiebei den jungen Herzen unausweichlich zugefügt wird, wird durch weitaus größere gleichzeitige Lustempfindung (daher »süßes Leid«) übertönt.

XIV. Die absolute Wahrheit ist die Uebereinstimmung zwischen unserem Denken und dem absoluten Sein oder der »Wirklichkeit« oder unserer Anschauung über die Dinge und diese selbst oder deren »Wesen« und »Eigenschaften«.

Die erste Voraussetzung der Gewißheit dieser Uebereinstimmung wäre, daß die Sinneswerkzeuge, mit welchen wir die Eindrücke vom Sein aufzunehmen hätten, hiezu geeignet wären; denn, wie auseinandergesetzt, ist alles Denken und alles Gedachte (Idee) nur die erst mechanische, später be-

wußte Verarbeitung eigener und fremder Wahrnehmungsergebnisse.

Die Sinneswerkzeuge mit ihren begrenzten Wahrnehmungsfähigkeiten und die so entwicklungsfähigen Hilfsmittel gestatten uns jedoch nicht, in das innere, letzte »Wesen« und in die »Bestandteile« der Dinge einzudringen und sie zu erkennen; ihre Beschaffenheit und Bewegung ist uns nur bis zu einem gewissen Maße zugänglich; die Gewißheit der UeberEinstimmung, das ist die absolute Wahrheit, ist uns nicht erreichbar, sondern nur die relative für die Menschheit nach Maßgabe ihrer gleichartigen Werkzeuge.

Weiter und tiefer reicht unsere Erkenntnis nicht; wir nehmen meist nur die gröberen Umrisse und Bewegungen wahr; alle äußere Wahrnehmung ist in diesem Sinne Illusion; das Wesen selbst bleibt uns bis zu einer gewissen Tiefe immer ein Rätsel; hiezu tritt als zweites Moment die Unmöglichkeit eines Beweises über die Unwandelbarkeit der Naturgesetze; diese sind wir insoferne mit außerordentlich großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen berechtigt, als vieltausendjährige Erfahrung lehrt, daß die Natur sich nicht ändert, so daß dieselbe Ursache stets dieselben Wirkungen äußert; doch die Unmöglichkeit, den Bestand dieser Gesetze für alle Zeiten zu beweisen, gestattet es nicht, sie als absolute Wahrheit zu bezeichnen.

Die Relativität der Wahrheit hat Descartes drastisch durch die beiläufigen Worte ausgedrückt, daß unsere Vorstellungen von den Eigenschaften dieser Dinge (als den Bewirkern dieser Vorstellungen) diesen Dingen selbst nicht mehr gleichen, als der Schmerz dem Dolche gleicht, der den Schmerz bewirkt.

Vermeintliche Induktionswahrheiten, besonders jene des »gewöhnlichen gesunden« Menschenverstandes mit seiner naiven Weltanschauung im Gegensatze zum geschulten mit seiner wissenschaftlichen Weltanschauung, werden oft als Irrtümer nachgewiesen werden; bei der großen Entwicklungsfähigkeit der Forschungswerkzeuge und ihrer Handhabung und der immer größeren Summe genauer Erfahrung ergibt die stete Prüfung der bisherigen Ergebnisse im einzelnen Ungenauigkeiten und Irrtümer, ohne deshalb den so unschätzbaren Wert des mühsam Erreichten zu beeinträchtigen.

XV. Empiriker waren schon die Cyreneiker, Stoiker (tabula rasa) und die Epikureer, welche schon Sensualisten waren, das ist alle Erkenntnis aus den Sinneswahrnehmungen ableiteten. Von Neigung zur Erfahrung und Verständnis für

dieselbe zeigen die Schriften von Vinci, Galilei, Campanella; ihre volle Bedeutung erfaßte erst Francis Bacon, während Locke sie in seinen Essais über den menschlichen Verstand begründete und rechtfertigte; die Seele des Neugeborenen ist nach ihm ein weißes Papier, das dann von der Erfahrung seinen sinnlichen und reflektierenden Inhalt erhält, so daß der Verstand nichts hat, was nicht früher in den Sinnen war. Ähnlich Hume, welcher jedoch für die Mathematik ganz grundlos eine apriorische Ausnahme annimmt; sonst ist nach ihm alles Impression, Eindruck; die Kategorien haben keinen logischen Ursprung, die Phantasie hat den Kausalismus und dergleichen als biologische Zweckmäßigkeit geschaffen. Comte, der diese Anschauung als Positivismus bezeichnet und einen großen Einfluß auf ihre Verbreitung hatte, verwirft alles Metaphysische in Verkennung seiner Notwendigkeit und Bedeutung. Mill erkannte schon, daß auch die Mathematik aus der Erfahrung abstrahiert sei und daß das beobachtete Gesetz der allgemeinen Induktion oder der steten Gleichartigkeit der Naturerscheinungen die induktive Methode rechtfertige, aber er nimmt noch die Existenz von Axiomen an, die er dann aus der Induktion ableitet. Die auf der Erfahrung beruhende Annahme des unbeschriebenen Seelenblattes schließt die von Spencer angenommene Vererbung der Gedanken (nicht der Anlagen) aus.

5. Kapitel. Unhaltbare Theorien.

I. In Verkennung dessen, daß die durch Sinneswahrnehmungen vermittelte Erfahrung die Quelle auch der höchsten Denk-Abstraktionen ist, stellten schon die alten griechischen Denker, wie Heraklit, Zeno und Demokrit, dann Sokrates, dieser gegenüber den Sophisten, Plato u. a. die Sinneswahrnehmungen als etwas Minderwertiges, im Gegensatz zu einer Art vermeintlichen apriorischen oder begrifflichen Denkens, als der eigentlichen Quelle des wahren Erkennens hin, welcher Irrtum noch heute nicht überwunden ist.

II. Diese vermeintlich ohne alle sinnliche Wahrnehmung oder Erfahrung aus der »Vernunft« allein als der angeborenen und eingepflanzten Fähigkeit vermeintlich gewonnenen Erkenntnisse wurden dann als das »wahrhaft Seiende« und die Anschauung als (erkenntnistheoretischer) Idealismus bezeichnet; aus den Begriffen allein sei das Seiende erkennbar (erkenntnistheoretischer Ontologismus); die Vernunft ist nach Descartes (unabhängig von aller Erfahrung) die Quelle

der Axiome als angeborener Ideen und ewiger Wahrheiten (Rationalismus); nach Leibniz ist die Seele keine tabula rasa für die Erfahrung, sondern es gebe angeborene Vernunftwahrheiten, wie jene der Mathematik, und die Vernunft habe ihre eigene Gesetzlichkeit; nach Fichte hat die Vernunft sogar schon die Kraft, Form und Stoff des Erkennens zu bilden; die Dinge sind nach ihm bloß im Bewußtsein bestehende Vorstellungen und Begriffe; ebenso nach Hegel, da nach ihm Denken und Sein identisch sind. Der Rationalismus lehrt, daß die Begriffe und die wahre Erkenntnis aus der Vernunft und nicht aus der Erfahrung gewonnen werden, was gleichfalls durch die dargestellten Resultate widerlegt erscheint.

Die Theorien der Bewußtsein-Immunität, das ist »kein Sein ohne Bewußtsein und umgekehrt«, ist eine rein metaphysische Hypothese, die nicht in die Erkenntnislehre gehört; sie führt zum Solipsismus oder der Ansicht, daß es nur das einzige Ich des »Erkennenden« gebe, da die anderen Iche nur Inhalte seines Bewußtseins seien. Nach Kants Ansicht gibt es denkbare Sätze, ursprünglich, a priori, unabhängig von aller Erfahrung, der reinen Vernunft entspringend, angeboren, die Stützen des Erkennens, erfahrungsfreies reines Denken; allein ein Apriorismus auf sein richtiges Maß zurückgeführt, besteht nur als die als Keim angeborene entwicklungs-fähige Denkfähigkeit; Simmel bezeichnet den Apriorismus als eine objektive Kraft; man könnte hinzufügen: und ebenso wenig näher bestimmbar wie die Schwere und der letzte »Grund« aller energetischen oder mechanischen Organfunktion.

Kritizismus (im e. S.; siehe Skepsis) ist jene Anschauung, welche im Zusammenwirken von Erfahrung und Denken als deren Formung, und zwar auf Grundlage apriorischer, der Erfahrung vorausgehender, Voraussetzungen den Ursprung der Erkenntnis erblickt; der Intellekt formt jedoch, wie wir dargetan haben, nichts; er abstrahiert bloß, und es ist kein Gedankenelement, welches nicht aus der Erfahrung abstrahiert worden wäre.

6. Kapitel. Formliche Wahrheit.

I. Die mathematischen und logischen Erkenntnisse werden von manchen als ewige absolute Wahrheiten bezeichnet; wer da weiß, daß zweimal zwei vier ist, oder daß das Ganze größer als der Teil ist, wäre danach ein Wissener ewiger Wahrheiten.

Die Mathematik, soferne sie exakt ist und nicht mit veränderlichen Größen arbeitet, fördert lediglich Identitäten

oder Tautologien oder Gleichwerte zutage, indem sie dieselben setzt und findet; ihre Bedeutung liegt darin, daß sie die mit Aufwand des größten Scharfsinnes gefundenen tautologischen Arbeitserfolge in Zahlen und Formeln zusammenfaßt, welche die Gedankenarbeit, und zwar ganz insbesondere die Identität mit bereits erfahrungsgemäß feststehendem und damit die Lösung konkreter Aufgaben erleichtern und dadurch erst die Erschließung vieler Wissenszweige ermöglichen; sie bereichert die Wahrheit über die Dinge ebensowenig wie die Logik, da sie gleich dieser vom Inhalte absieht; sie erleichtert aber die Wahrheitsfindung, wobei das Wort Wahrheit im dargelegten relativen Sinne gebraucht ist.

Wer zuerst $1 + 1$ zusammen als »zwei« bezeichnete, hat doch nichts anderes getan, als der Gruppe $1 + 1$ einen Namen, die Bezeichnung »zwei« gegeben; ich kann statt »eins und eins« zwei sagen; eins und eins »heißt« dann zwei; eins und eins »ist« dann zwei; zwei und zwei ist vier ist ebensowenig eine ewige Wahrheit; es ist dasselbe, als wenn ich gesagt hätte 1 und 1 und 1 und 1 heißt oder ist vier, oder statt eins und eins, welche Gruppe wir mit zwei bezeichneten, zwei und zwei heißt oder ist vier.

Die Zahl nennt schon Mill eine Abstraktion von Objektgruppen; dies bedeutet, daß man die Objektgruppe ins Auge faßt und vom Inhalte abstrahiert; das ist ihre letzte Synthese.

Nach Kant ist die Zahl die Synthese von Akten der Einheitssetzung, für welche der Inhalt, welcher gezählt wird, gleichgültig ist, was dann so ziemlich dasselbe ist.

Nach Lipps ist sie eine Einheitssetzung und Zusammenfassung; und zwar von Einheitsapperzeptionen zu einer neuen, was übrigens von jedem Begriffe gilt.

Um eine Fläche primitiv zu messen, müßten die Einheitsquadrate über der Breitenlinie nach Maßgabe der Länge derselben nebeneinander gezeichnet werden, sodann eine zweite, dritte und folgende Quadratreihe nach Maßgabe der Längelinie darüber gereiht werden.

Diese Arbeit kann ich mir dadurch erleichtern, erstens, daß ich mir statt der ersten Quadratreihe die Quadratbreiten bloß strichle, zweitens statt sie zu »stricheln«, wenn ich ein gestricheltes Instrument habe, sie gleich »messe«; dann habe ich eine Reihe Breitenquadrate (das gleiche tue ich bei der Längelinie), damit habe ich die Zahl der Breitenquadratzeilen.

Ich habe also durch die Multiplikation der (gestrichelten und gemessenen) Quadratzeilenzahl nicht etwa eine neue Er-

kenntnis in dem Sinne gewonnen, daß ich eine Uebereinstimmung zwischen Denken und Sein oder ein Naturgesetz gefunden habe, sondern ich habe nur eine Formel für eine wertvolle Arbeitserleichterung im Denkprozesse und Verkehre gewonnen.

Der »Beweis« besteht in der einleuchtenden Darstellung, daß die erleichterte Meßarbeit in ihrer Wirkung identisch ist mit der schwereren primitiven und daß nur überflüssige Handgriffe vermieden blieben. In dieser Vermeidung und Arbeitserleichterung gleich eine ewige Wahrheit zu erblicken, ist nicht gerechtfertigt.

Ganz dasselbe gilt für die Multiplikation selbst; die Breitenreihe wäre 8, die Längenreihe 8, so ist es nur Denkökonomie, wenn statt $8 + 8 + 8 + 8 + 8 + 8 + 8 + 8$ zu addieren, sich diese Addition gemerkt wird.

II. Die Logik als die Lehre von richtigen Denkfolgerungen ist in ihren Axiomen nicht minder tautologisch als die Mathematik; sie stellt Identitäten und Nichtidentitäten (oder Widersprüche) fest; ihre Bedeutung liegt darin, daß sie präventiv vor Fehlschlüssen schützt und solche repressiv zu erweisen vermag; die formlichen »Wahrheiten« wurden treffender als »Richtigkeiten« bezeichnet. Ein »Axiom« laute beispielsweise:

Zwei Größen einer dritten gleich sind auch untereinander gleich; konkret: (A und B oder) sowohl A als B sind (gleich C oder in Beziehung auf die Größe) dasselbe wie C; das bedeutet, alle drei sind in dieser Größenbeziehung dasselbe und sie unterscheiden sich in dieser Beziehung bloß durch die Bezeichnung; also sowohl A als B als C sind dasselbe.

Im Satze: »Alle Menschen sind sterblich; Hans ist ein Mensch, also ist Hans sterblich« ist das »also« nichts Großartiges; der Satz kann zweitens ohne »logischen« Mumpitz lauten: »Alle Menschen, zu denen auch Hans gehört, sind sterblich«; ich habe die Worte »zu denen auch Hans gehört« im ersten Satze nur in anderer Form und Reihenfolge gesetzt. Im zweiten Falle ist es offensichtlich, daß nicht die Form des Gedachten, nicht der angebliche logische Denkprozeß, sondern der Inhalt (Natorp) mir richtig erscheint; im ersten Falle aber habe ich gar nichts anderes als im zweiten Falle sagen wollen; die bloße Umstellung der Sätze kann an ihrem Kern nichts geändert haben. Wenn ich übrigens sage, alle Menschen sind sterblich und Hans als Mensch bezeichne, ist schon (nach Ostwald) darin das allgemeine Sterblichkeitsmerkmal, das allen Gliedern gemeinsam ist, gelegen; denn sonst könnte Hans,

da ihm ein Merkmal der Gruppe fehlt, nicht als Mensch angesehen werden.

7. Kapitel. Die Kategorien.

I. Kategorien, welche auch Denkformen, Grundbegriffe und reine Verstandesbegriffe genannt werden, sind Abstraktionen, welche die Einordnung der Erscheinungen unter Einheiten und somit Uebersichtlichkeit zum Zwecke haben; Kant unterscheidet mit Unrecht Anschauungsformen, nämlich Raum und Zeit und zwölf Kategorien als Einheit, Vielheit, Allheit der Quantität; Realität, Negation, Limitation der Qualität; Inhärenz, Kausalität und Gemeinschaft der Relation und Möglichkeit, Dasein und Notwendigkeit der Modalität.

Alle gedankliche Verarbeitung ist Festhalten im Gedächtnisse und Auseinanderhalten (Zergliederung, Verknüpfen, Ordnen).

Alle Gesetzmäßigkeit des Denkens ist Erfahrungsabstraktion. Raum und Zeit sind es ebenso, wie die anderen Denkformen und die sogenannten Axiome, und es ist kein Grund vorhanden, sie ihnen nicht zu koordinieren, sondern als besondere Anschauungsformen zu bezeichnen. Soferne das bewiesen wird, zerfällt damit auch die Behauptung Kants vom sogenannten synthetischen Urteil a priori oder von der Existenz denknotwendiger Sätze, die a priori unabhängig von aller Erfahrung der vermeintlichen reinen Vernunft entspringen, daß also der Verstand die Kategorien erzeuge, damit man die Erfahrung verstehen könne.

Wenn nach Spencer der phänomenalen Form von Zeit und Raum eine ontologische oder nach anderen der subjektiven Anschauungsform ein ontologischer, metaphysischer, unerkennbarer Bestimmungsgrund entsprechen soll, und andere diese Form aus den topo- und chronogenen Momenten der Dinge annehmen, so ist einzuwenden, daß man j e d e m Phänomen ganz zwecklos ein ontologisches Adäquat vindizieren könnte.

Nach Kant gehört der Raum notwendig zur Anschauung, nicht aber Farbe und Geschmack; mit gleichem Rechte ließe sich dies vom Tastsinn und Gesicht sagen; ohne Farbe und Tastsinn würden die Objekte eben gar nicht wahrgenommen werden.

II. Die Zeit. Die Wahrnehmungen und Vorstellungen des Entstehens, Seins und Vergehens der Erscheinungen und die einzelnen Geschehnisse und daher die Erlebnisse haben in ihrem Komplexen auch die begleitenden Außen-

weltereignisse, »Umgebungsbestandteile«, oder Außendinge zum Elemente; zu diesen zählen die verschiedene Wärme und Helligkeit; daher wurde beispielsweise die Periode der Wärme, in welcher der Mensch leichter, und der Kälte, in welcher er schwieriger seine Nahrung fand, weiters der Umlauf des Mondes, welcher ihm wegen der größeren oder geringeren Helligkeit in der Nacht wichtig war, unterschieden; es wurde die »Eigenschaft« des verschiedenartig sich Erhaltenden, Bestehenden, Währenden oder Verbleibenden der Außenweltstücke festgestellt: einen Winter ausdauerndes Obst, mehrere Jahre sich erhaltendes Getreide oder Vieh; ohne bekannte Grenze sich erhaltende Felsen; es wurde das Erhaltungsmaß der Erlebnisse, Geschehnisse und Dinge ins Auge gefaßt, wobei die Sonne, ferner Mond und Erdbewegung als nächstliegender Maßstab dienten, worauf später Unterteilungen folgten. Die Jahres- und Tageszeit wurde dann gleich der Farbe, Wärme eines Dinges selbständig und von den einzelnen Geschehnissen losgelöst, abstrahiert, betrachtet, wobei die Umlaufzeit der Erde nur als Maßeinheit dient, welche, wie die Farbennuance, immer mehr zerlegt und zergliedert wurde, bis sich die Phantasie in der Folge auch mit dem Weltanfang und Weltende beschäftigte.

Die Erlebnisse haben steten Fluß, weil der Mechanismus oder die Energie ohne Unterbrechung, wenn auch mit verschiedener, oft sehr geringer Intensität und keinem Arbeitsstoff, was man dann mit dem Leergehen einer Mühle verglich, arbeitet; die Erlebnisbilder werden im Bewußtsein, wie Telegramme auf dem Rollband oder fortlaufende Filmaufnahmen, festgehalten. Neben dem einen Zeitbegriff der Dauer entsteht hier durch das Festhalten der Reihenfolge der Erlebnisse im Gedächtnisse jener des Nacheinander.

Ohne eine Beziehung zu bestimmten Umgebungsbestandteilen oder Erscheinungen, Empfindungskomplexen, also auch Empfindungselementen, wäre eine Vorstellung der Zeit ebenso unmöglich, wie ohne Geschehnisse, Werden und Vergehen, weil sie ein Abstraktionsergebnis der Erfahrung ist.

Wenn nun aber die Zeit aus der Erfahrung abstrahiert ist, so kann es für uns ohne Erfahrung keine Zeit geben; deshalb ist die (erfahrungs-) »leere« Zeit für uns nicht denkbar; sie beginnt für uns mit der Welt und es ist daher keine »Antinomie«, wenn die willkürliche Hypothese oder Fiktion einer

unendlichen Zeit der abstrahierten Erfahrungserkenntnis widerspricht, aus welcher sie entsteht und mit welcher sie vergeht.

III. Der Raum. Die Vorstellung des Raumes (welche sich nach einigen durch Assoziationsvorgänge und Lokalzeichen gebildet haben soll) entstand einfacher durch die Widerstandsempfindung bei Betastung der Außenwelt; die Erfahrung rief zunächst die Vorstellung hervor, daß dort, wo sich ein Ding befindet, nicht gleichzeitig ein zweites sein könne (Undurchdringlichkeit), daß also der Raum, welcher sich subjektiv als der je nach dem Aggregatzustande stärkere oder schwächere Widerstand oder als Raumbehauptung, Ausdehnung oder Raumempfindung äußert, ein ebensolches Element des Körpers sei, wie Wärme, Farbe oder Schwere.

Dieses Element wurde durch Beobachtung aus mathematisch praktischen Gründen in seinen drei Dimensionen umschrieben, wie etwa die Farbe in ihren verschiedenen Hauptarten, wiewohl eine unbegrenzte Anzahl von Richtungslinien möglich ist.

Durch Deduktion wurde auch den der Betastung nicht erreichbaren Körpern diese Eigenschaft zugeschrieben und endlich auf die ganze Körperwelt des Alls, welches von Menschen nicht anders als begrenzt gedacht werden kann; denn die Raumvorstellung eines Körpers ist uns nur in Beziehung auf Umgebungsobjekte möglich, von welchen wir nie loskommen können; auch sie ist relativ; die bestimmte Sache befindet sich an einem bestimmten Orte neben anderen Sachen; man sagt deshalb, der Raum sei das Nebeneinander; Zeit und Raum sind daher keine besonderen Formen des Denkens, sondern als Dauer oder Zeitlichkeit und Größe oder Räumlichkeit die Elemente der Dinge als Komplexempfindungsinbegriffe, wie Farbe und Wärme.

Der unendliche Raum ist eine Nachbildung der mathematischen Fiktion der Unendlichkeit; die Rechtfertigung dieser Annahme gehört in das Gebiet der Metaphysik.

Mit demselben Unrechte, mit welchem der Raum als »transzendente Idealität« bezeichnet wird, müßte dies auch betreffs Substanz und Farbe geschehen.

IV. Substanz und Ding; Ding an sich. Mit der Raumanschauung hängt jene von der »Substanz« enge zusammen; auch sie entstand durch Widerstandsempfindung bei Betastung der Außenwelt. Die Tastempfindung (Druck, Härte, Substanz, Stoff, Materie) ist nach Mach (dessen Anschauungen in dieser Richtung grundlegend waren und bei

dieser Schrift auch bei Betrachtung der Zeit und des Raumes — hoffentlich nicht unrichtig — fortzuentwickeln versucht wurden, aber teilweise zu Ergebnissen führten, die sich mit seinen Folgerungen nicht decken), der sinnbildliche Ausdruck für einen relativ stabilen Komplex sinnlicher Elemente; sie ist für die Beurteilung des Wesens der Dinge nicht bedeutsamer als andere, wie die Farben- oder Wärmeempfindung, wengleich ihr im Leben wegen der relativ größeren Stabilität eine höhere Bedeutung zukommt, als den anderen bei derselben Dingart mehr wechselnden Empfindungen; sie wird durch diese Stabilität die Grundlage der Orientierung, des räumlichen Sichzurechtfindens oder des Ortsverständnisses.

Die Erfahrung rief zunächst, wie beim Raume dargestellt wurde, die Vorstellung hervor, daß dort, wo sich ein solches auch nur den geringsten Widerstand entgegengesetztes Stück, »Körper« oder »Ding« genannt, befindet, kein zweites »Ding« sein könne; für diese spezielle Beschaffenheit der Dinge suchte man eine Synthese, ein ihnen Gemeinsames, und nannte diese Eigenschaft des R a u m a u s f ü l l e n d e n oder Raumbehauptenden die Substanz, oder die M a t e r i e, oder den S t o f f. (Der Begriff der Substantialität und Kausalität wurde schon von Hume geleugnet.) Daraus geht hervor, daß die Inhärenz der Merkmale oder »Akzidenzen« an der »Substanz« im Erlebnisse früher da war als die vermeintliche Kategorie, von welcher man sie ableiten will.

Da man sich dessen nicht bewußt wurde, daß diese sogenannte Substanz eine Eigenschaft, richtiger Element, war wie Farbe und Schwere, Ton, Geruch, Glätte oder Wärme, sondern sie für etwas hielt, das der »Träger« dieser anderen Eigenschaften sein sollte, so verfiel man auf die krausesten Folgerungen, zu denen das »Ding an sich« gehört.

Anders erklärt dies Mach, und zwar wie folgt: »Die zweckmäßige Gewohnheit, das Beständige mit einem Namen zu bezeichnen und ohne jedesmalige Analyse der Bestandteile in einem Gedanken zusammenzufassen, kann mit dem Bestreben, die Bestandteile zu sondern, in einen eigentümlichen Widerstreit geraten. Das dunkle Bild des Beständigen, welches sich nicht merklich ändert, wenn ein oder der andere Bestandteil ausfällt, scheint etwas für sich zu sein. Weil man jeden Bestandteil einzeln wegnehmen kann, ohne daß das Bild aufhört, die Gesamtheit zu repräsentieren und wieder erkannt zu werden, meint man, man könne alle wegnehmen und es bliebe noch etwas übrig. So entsteht in natürlicher Weise der anfangs

imponierende, später aber als ungeheuerlich erkannte philosophische Gedanke eines (von seiner »Erscheinung« verschiedenen, unerkennbaren) Dinges an sich.«

An dieses Ding an sich knüpften sich dann Betrachtungen, ob es vor und nach der Veränderung dasselbe und doch zugleich ein anderes ist, und man erfreute sich auch dieser vermeintlichen Antinomien oder Widersprüche, und folgerte auch (erst) daraus, daß das wahre Wesen der Dinge durch die Sinne nicht erkannt werde.

Wie sich die Anschauung von der Seele als etwas von den Bewußtseinsvorgängen Verschiedenes und von ihnen Unabhängiges entwickelte, wurde bereits dargestellt.

V. Kausalität (Ursächlichkeit), Kraft, Stoff und Kraft, genetisch-teletische Einheit. Die Kausalität ist wie alle Kategorien eine Erfahrungsabstraktion. Die vom Menschen gesetzten Geschehnisse oder seine Tätigkeit hatten immer ein Streben mit Vorstellungsgegenstand, ein Begehren zum Initiator, zum Urheber, nämlich seine Bedürfnisse (das Nähere beim »Willen«). Die Geschehnisse (von ihm gesetzte oder herbeigeführte Erscheinungen) waren die Mittel und die Befriedigungen waren das Ergebnis, die beabsichtigte Folge, Wirkung, Ziel oder der Zweck; von diesen Erlebnissen wurde der Antrieb oder das die Tätigkeit Veranlassende, aus der Ruhe Bringende, Treibende oder Bewegende (wie Hunger, Durst) zusammenfassend abstrahiert und als Urheber oder objektiviert als Ursache bezeichnet, ebenso werden als solche abstrahiert das Geschehnis und endlich auch der schon herbeigeführte oder auch erst vorschwebende neue Zustand, und zwar dieser als Ziel erklärt.

Die Geschehnisse der Außenwelt wurden, wenn auch nicht immer in analoger Weise gedeutet, so doch analog bezeichnet; das vermeintliche Bewegende als Ursache, der erwartete Zustand als Ziel oder Wirkung.

Die Kontinuität der Außenweltgeschehnisse bewirkte zwar die Anschauung zunächst ihrer Notwendigkeit, dann einer Weltordnung und (sei es animistisch oder auch erfahrungsgemäß analog) einer Weltlenkung; diese von der Erfahrung abstrahierte Anschauung mußte dann notwendig zu der Annahme eines Willens führen, den man sich bald außerhalb der »Dinge«, bald ihnen mitgegeben vorstellte; in jedem einzelnen Falle wurde aber nicht diese letzte Kraft, sondern bloß das das Ge-

schehnis veranlassende letzte Kettenglied dieses zum Zustande neu Hinzukommende und das dem Geschehnis, der Bewegung, Vorausgehende als die Ursache bezeichnet.

Zur Kausalvorstellung, von welcher unerweislich behauptet wurde, daß sie nur aus dem Satze vom Grunde, das ist aus der Gesetzlichkeit des Denkens erklärt werden könne, gelangte der Mensch daher gleichwie zur Zeitvorstellung durch die Abstraktion seiner Erlebnisse; das Geschehnis aber bedeutet Veränderung der Erscheinungen; ein Merkmal oder eine Eigenschaft tritt aus der das »Ding« bildenden Gruppe heraus und ein anderes tritt an seine Stelle; die bis nun bestandene Stabilität wurde durch ein Neues, Fremdes, Hinzugekommenes gestört, welches das Geschehnis, die Aenderung hervorrief, welche Aenderung gleich der Kontinuität der Geschehnisse zur Abstraktion des Bewegenden, des Geschehnisses und des Neuzustandes veranlaßte. Durch das bloße Bestehen ohne Bewegung, welches solcherart für uns schwer denkbar ist, oder durch das Sein ohne Werden und Vergehen oder ohne die Vorstellung der Bewegung des Werdens und Vergehens wäre die Kausalvorstellung nie entstanden, weil lediglich die Wahrnehmung der Veränderung und der Kontinuität der Sukzession ebenso ihre Vorstellung, wie jene der Annahme der Notwendigkeit der steten Erscheinungenfolge bewirkte. Allein Kausalität bedeutet nicht bloß die Gesetzlichkeit der Veränderung selbst oder die aus der Erfahrung sich ergebende Annahme der Notwendigkeit und Bestimmtheit einer stets beobachteten Erscheinung nach einem bestimmten Vorgange, sondern sie bedeutet die Annahme eines diese Erscheinung Bewirkenden, eines Unbekannten, einer Kraft. Die Synthese oder zusammenfassende Anschauung und einheitliche Bezeichnung der Kräfte heißt Energie. Die Bezeichnung der Kausalität als »Abhängigkeit« würde keinen Gewinn bedeuten; denn diese Auffassung enthebt nicht von der Notwendigkeit einer näheren Bestimmung derselben.

Aus dem hier bereits Dargestellten ergibt sich die wichtige Folgerung, daß die Substanz oder der »Stoff« so wenig oder so viel mit der »Kraft« zu tun haben, wie Farbe, Schall, Licht oder Schwere; alle diese Erscheinungen sind für uns die einzelnen Elemente der Wahrnehmung, wie sie durch die Empfindungen als Komplex ausgelöst werden, also die Empfindungselemente; man könnte ebensogut von Lichtkraft und Farbenkraft oder von Substanz(Stoff)kraft sprechen, wie man von der Schwerkraft spricht. Doch, ist es anderer-

seits nur eine metaphysische Anschauung und keine erobachtete oder erfahrene Tatsache, daß die Dinge bloß »Gedankensymbole für Gruppen von Empfindungen seien, welche Symbole außerhalb des Denkens nicht existieren«, wie Mach es behauptet.

Einmal gegeben, wird dann auch die Ursache des »Seins« (nicht bloß des Werdens und Vergehens) in Betracht gezogen, nicht nur die Veränderung, sondern auch der Zustand; jede Erscheinung, ob Ereignis oder Zustand wird als eine Wirkung erfaßt, welche rückblickend als das letzte Glied einer Kette von Ursachen sich darstellt, deren erste auf einen Urquell zurückgeführt wird, der bald als Gottheit, bald als Schöpfer, als das Unbekannte, bald mit dem allzu vieldeutigen Worte Natur bezeichnet wird. Tatsächlich handelt es sich nur um Veränderung in den Erscheinungsreihen, deren Bewegendes, also die wirkliche »Ursache« oder Kraft, wir nie erkennen können.

Das vorhergehende Kettenglied, mit Rücksicht auf die vermeintlich bewegende Kraft aufgefaßt, wird Ursache genannt, dasselbe mit Rücksicht auf den Zweck als Grund bezeichnet.

Das Geschehnis selbst wird regressiv mit Rücksicht auf die bewegende Kraft als Wirkung vom Standpunkte der regulativen Kausalbetrachtung, progressiv mit Rücksicht auf den Zweck als Folge vom Standpunkte der regulativen Zweckbetrachtung (Sigwart, Wundt) aufgefaßt und bezeichnet. Das Geschehnis ist eine Einheit von Ursache und Wirkung.

Bei Ursache und Wirkung wird rückblickend die oder ihre Erscheinung und die Leistung der Kraft und ihre Erscheinung ins Auge gefaßt, bei Grund und Folge vorwärtsschauend der Zweck und die Zwecksetzung betrachtet.

Kein Widerspruch ist darin gelegen, daß die Ursache der Veränderung von jeher schon bestanden, die Wirkungen aber allmählich entstehen; weil das Auslösen, Freiwerden oder gegenseitige Aufeinanderwirken der in den Erscheinungen vorhandenen Energie infolge der ihnen innewohnenden Gesetze immer neue Gebilde mit auch wieder latenten Kräften entstehen läßt.

Der Umstand, daß eine unendlich, das ist hier ungeheuer oder unermesslich lange, aber keineswegs wirklich ohne ein Ende bestehende Reihe von Ursachen der Entwicklung vorhergingen, berechtigt nicht zu der Argumentation, »unendlich« gleich »Null« zu setzen und daraus zu schließen, daß sie gar keine Ursache hätte; denn »unendlich« kann wohl in der Mathe-

matik als Null fingiert werden, ohne es jedoch zu sein; es bleibt aber auch dort Fiktion, welche hier nicht Anwendung finden kann; in der unermesslichen Reihe der Glieder ist rückblickend vor jeder, also auch vor der ersten, Wirkung die Kraft.

Nicht gerechtfertigt ist es, wenn es einige unternehmen, die letzte Ursache oder Quelle zu leugnen, um dann zu behaupten, daß durch den Nachweis der Energiegesetze die letzte Erinnerung an den außerweltlichen Schöpfer ausgelöscht sein werde; denn die Energie und ihre Gesetze haben doch wieder ihre Ursache.

VI. Zur Kantschen Anschauung sei noch folgendes bemerkt. Die Verneinung als Ausdruck der Nichtübereinstimmung, die Möglichkeit als jene des Offenlassens der Uebereinstimmung und die Bejahung als Uebereinstimmung (weshalb in mancher Sprache statt ja »so ist es« gesagt wird) beziehen sich immer nur auf Erfahrungserlebnisse und daraus gezogene Folgerungen; sie sind also aus ihr abstrahiert und erhalten dann ihre synthetische Bezeichnung.

Einheit, Vielheit, Allheit sind aber, wie Zahlen, lediglich synthetische Gruppenabstraktionen.

Die »Apodiktizität« seiner reinen »Axiome« hat Kant nie bewiesen. Die meisten unter jenen Denkern, welche seine Auffassung im wesentlichen irgendwie in der Folge teilten, haben einzelnes fallen lassen müssen.

Wundt behauptet, daß die Axiome der Zeit nur aus der Erfahrung gezogen seien, und daß auch Erfahrungstatsachen apodiktisch sein können; die mathematischen Urteile seien durch Induktion gewonnen; a priori seien nur die allgemeinen Funktionen des logischen Denkens.

Lange und andere nehmen das a priori als innere Erfahrung an.

Nach Cohen, der viel weiter geht, sind auch Raum und Zeit Kategorien, welche übrigens in ihrer Formenteilung je nach dem Bedürfnisse der fortschreitenden Wissenschaft wandelbar seien.

Andere sehen im »Einheitswillen«, also in der Willensgesetzgebung, die Wurzel der Kategorien als a priorische Denkmittel (voluntaristischer Kritizismus).

Dieser sogenannte Wille zur Einheit entwickelt sich erst, nachdem die aus der Erfahrung mechanisch erworbenen Abstraktionseinheiten, wie die Begriffssynthese, die Stetigkeit gewisser Erscheinungen und deren Vorteile begriffen wurden.

Ebenso unrichtig ist es, deshalb auch das Denken als »aktive Apperzeption«, nach Wundt, Jodl u. a. als »innere Willenshandlung« aufzufassen, da sich die Apperzeption aus den Bedürfnissen zum Teil durch Zweckheterogonie, der Begriff und weitere Verknüpfungen aber, wie alle Synthesen und Analysen, zunächst rein mechanisch oder energetisch, passiv als Organfunktion aus der Erfahrung, die bewußte Methoden-anwendung aber aus den so erworbenen Erfahrungserlebnissen sich entwickeln.

8. Kapitel. Die Methoden.

I. Hier können nur Forschungsmethoden in Betracht kommen, nicht Lehrmethoden (wie Gedächtnis-, Uebungs-, Verständigungs-, Suggestionenmethoden), welche der Pädagogik angehören, oder die Arbeitsmethoden, welche dem einzelnen Wissenszweige entsprechen.

Das wissenschaftliche Denken ist, worauf Huxley schon hinwies, von der gewöhnlichen Betätigung des gesunden Menschenverstandes bloß durch Vorkenntnisse und Schulung und Ziel des wissenschaftlich Denkenden unterschieden; so wenig der bloße gesunde Menschenverstand ohne Schulung zum Verständnisse und zur Lösung einer höheren mathematischen Arbeit befähigt ist, ebensowenig ist er es zum richtigen Erfassen schwieriger philosophischer Probleme; es ist daher nur in diesem Sinne die Unterscheidung zwischen gemeiner, wissenschaftlicher und philosophischer Weltbetrachtung gerechtfertigt.

II. Das Denken ist, wie ausgeführt, der Inbegriff der Bewußtseinsvorgänge, deren ausschließliche Elemente die Vorstellungen der Außenwelt sind.

Diese Vorgänge vollziehen sich in mehrfacher Weise, und diese Arten oder die Wege heißen Methoden, gleichviel, ob sie anfänglich mechanisch, später bewußt angewendet werden.

Hier sei nochmals hervorgehoben, was schon in der Einleitung über die Methode dieser Schrift angeführt wurde, daß die folgenden sechs Methoden allem Denken, also auch allen Wissenschaften gemeinsam sind und daß andere nicht bestehen.

Diese Methoden sind:

1. Die Synthese (Zusammenfassung) als allgemeine übersichtliche Ordnung des Ganzen, das ist hier eines Gegenstandes oder Außenweltstückes, als Inbegriffes von Merkmalen oder

Bestandteilen, oder einer Gruppe als des Inbegriffes von Gegenständen.

Die erste ist die Begriffssynthese; ihr folgt die noch mechanische Kategoriensynthese und dieser die bewußte, reproduktive, wissenschaftliche Synthese nach Schemen, Klassen, Systemen und die bewußte künstlerische, zunächst einfach reproduktive, die Elemente freiverknüpfende Synthese.

2. Die Analyse (Zergliederung) als die besondere eingehende Erforschung oder Erläuterung des einzelnen.

3. Die Induktion (Gesetzfeststellung) als die Einzelbetrachtung steter gleichartiger Erscheinungen und ihre Zusammenfassung als stetige Gesamterscheinung oder Gesetz.

4. Die Deduktion (Ableitung) als Nutzenanwendung (der bereits bekannten Gesamterscheinung oder) des Gesetzes auf Erscheinungen, die bisher nicht induktiv durch Beobachtung erkannt wurden.

Wenn durch diese Nutzenanwendung sich herausstellt, daß auch in diesem anderen Falle der gleiche Vorgang sich ergibt, dann hat man sich die induktive Beobachtung hierfür erspart; wenn sich jedoch herausstellt, daß hier ein anderer Vorgang statt hat, dann muß das induktiv gefundene Gesetz eingeschränkt werden.

5. Die Genesis (Entstehungsfeststellung) als die retrospektive Entwicklungsbetrachtung der Veränderungen, ihrer Reihenfolge, ihrer »Ursachen« oder Kräfte.

6. Die Telesis (Zielfeststellung) als die Nutzenanwendung der retrospektiven Entwicklungsbetrachtung, was praktisch zur Anwendung und Förderung der Entwicklungsagentien und Vorbeugung nutzlosen Kraftverbrauches dienen kann; vielfach wird auch durch die Feststellung des Zweckgedankens, der Finalität, die Möglichkeit der kausalen Betrachtung erst geschaffen und die Ursache verständlich.

III. Das bloße Beschreiben ist keine besondere Methode; denn es ist entweder Synthese oder Analyse.

Will man Deduktion und Telesis als vermeintliche bloße Nutzenanwendung, worin eben ein besonderer Denkweg gelegen ist, nicht als selbständig gelten lassen, dann verbleiben nur vier Wege; wenn die Genesis als Entwicklungsinduktion aufgefaßt wird, dann nur drei. Wenn die Induktion als Synthese und Analyse von Erscheinungsbeobachtungen aufgefaßt wird, dann verbleiben nur diese zwei, und wenn man nur sie beide, welche einander doch bedingen, als Urteilen zusammenfaßt,

ist man berechtigt zu sagen: Alles Denken sei urteilen.

Mit demselben Fuge läßt sich behaupten, alle bewußte Methode sei lediglich Abstraktion der erfahrenen Wege der Abstraktion und ihre reproduktive Verwertung; die Methoden geben nämlich die verschiedenen Wege oder Arten der Abstraktion an, ebenso wie jene der Reproduktion, welche ihrem Wesen nach als Reproduktion keine andere Art erschließen kann, noch sie braucht.

IV. Reproduktive Kombination ist Methodenkombination. Mechanisch als Organefunktion oder rezeptiv, passiv, geschieht im Bewußtsein die Verbindung und Scheidung von Vorstellungen und Vorstellungsteilen, wie dies bereits auseinandergesetzt wurde, also die Urteilsanalyse und -Synthese, Begriffssynthese, ferner die Einreihung der einfachen synthetischen und analytischen Resultate.

Bewußt, aktiv, planmäßig erfolgt die Anwendung der Synthese und Analyse wie die anderen Methoden erst auf Grundlage von mechanisch erworbenen Erkenntnissen und von Bedürfnisbefriedigungen, wobei nach dem Gesetze der Heteronomie der Zwecke die Wirkung dieser Befriedigungen über diesen ihren Zweck (infolge so entdeckter neuer Mittel zur Weckung von Lustempfindungen) hinausreicht und zur Entwicklung des Spieltriebes, des Trostes in der Arbeit, der Freude an dem Wissen und Können u. s. w. führen kann; die bewußte Synthese und Analyse führt zu immer größeren Abstraktionen von Gemeinsamem, zu immer höheren Einheiten, Uebersichten und Vertiefungen.

Induktion und Deduktion gehen von der aus der Erfahrung geschöpften Anschauung aus, daß die Naturgesetze sich nicht verändern und übereinstimmend oder gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen haben. (Induktionsgesetz.) Diese hier dargelegten Anschauungen sowie die oben dargestellte Auffassung der Methoden als der Elementarwege des Denkens sind vorerst noch als richtig anzuerkennen.

9. Kapitel. Die Denknormen.

Die Erforschung und Feststellung der Erfahrungen und Erkenntnisse erfordert die Beobachtung folgender allgemeiner Normen. Dieselben sind sonach die Vorschriften auf den Wegen zur Erfahrung und Erkenntnis.

I. Skepsis (Zweifel, Unbefangenheit). Der größte Teil unseres Wissens ist überliefert und angelernt; alles Ueber-

kommene ist aber von der Forschung immer wieder ab ovo aufs neue zu überprüfen, skeptisch zu beurteilen, weil die steigende Entwicklung bewirkt, daß vieles, was einstmals als unantastbare Wahrheit galt, nunmehr als Irrtum erkannt werden kann. Die Skepsis kennt keine Autorität; sie verlangt für die Wissenschaft vollständige Unabhängigkeit und mit Descartes Voraussetzungslosigkeit und sucht sich von jeder Verschulung und Aufpfropfung zu befreien; eine Art der Skepsis war die sokratische Ironie, welche Unwissenheit in allem, selbst scheinbar Evidenten, annimmt. (Descartes, Locke, Hume.)

Dogmatismus nennen einige die prüfungslose Wahrnehmung des Ueberlieferten und Autoritären, während unter Kritizismus vielfach die Skepsis als Erkenntniskritik oder Prüfung des Ursprunges, der Grenzen und Möglichkeit der Erkenntnis verstanden wird.

II. Eindeutigkeit. Ihr Mangel ist die Quelle vieler Irrungen, Verworrenheiten und falscher Auffassungen; sie wurde bisnun nicht recht berücksichtigt.

In der Sprache des täglichen Lebens fällt ein Verstoß gegen die Eindeutigkeit weniger ins Gewicht, allein er begünstigt die Sophistik.

Geradezu verheerende Folgen zeitigte die Mehrdeutigkeit der Worte aber in der Philosophie. Hier haben eine Unzahl von, und zwar selbst grundlegenden, Worten eine schwankende, verschiedenartige Bedeutung, so Empfindung, Gefühl, Urteil, Gewissen, Natur, insbesondere aber viele der griechischen und lateinischen Terminologie entlehnte Worte. So bedeutet Materie bald Spinozas Substanz als etwas, was zu seinem Dasein keines anderen bedarf, bald die raumerfüllenden Elemente als solche, bald die ganze Physis, bald das der Tastempfindung Entsprechende.

Es erscheint notwendig, hier durch Konvention eine Einigung zu erzielen; »und sie sollten daher zusammentreten, etwelche aus jedem Volke und sich einigen über den eindeutigen Sinn der Worte und ihre sinnige Eindeutigkeit; so aber ein Wort keinen rechten Sinn hätte, sollte es gestrichen werden aus dem Gedächtnisse der Menschen.«

Die Mehrdeutigkeit hat zur Folge, daß von den mehreren Gedankensinnbildern eines solchen Wortes nur eines ins Auge gefaßt und als solches gebraucht oder auch zergliedert wird, was oft die größten Verwirrungen hervorruft, ferner daß gerade die unrichtige Bedeutung leicht angenommen werden

kann, endlich daß das Wort so allgemein ist, daß sich darunter überhaupt nichts Bestimmtes denken läßt, wie das viel mißbrauchte Wort »Form«; oft wird in ein solches Wort Willkürliches hineingelegt, weil man darin etwas Besonderes, aber Unklares sucht, wie in der »Persönlichkeit«, welche doch nichts anderes als ein Drang nach Geltung durch Entfaltung seiner Kräfte, Selbstbewußtsein und Anerkennung ist.

III. Gewissenhaftes Durchdenken. Hier wird zunächst die unbewußte Verletzung dieser Norm ins Auge gefaßt.

Der Mangel des Zuendedenkens hat zur häufigsten Ursache Uebereilung, übertriebene Wertung, Trägheit, Leichtsinn, Eitelkeit und Schöngestei. Wer die Ethik auf einem einzigen Satze, Prinzipie oder Schlagworte aufbauen will, vermag wohl zu blenden, aber es kann dergleichen nicht als überzeugende Wissenschaftlichkeit gelten.

Die Außerachtlassung dieser Norm zeigt sich schon in gewissen Redewendungen, wie gleichsam, sozusagen, gewissermaßen, wenn ich mich so ausdrücken darf, welche meist eine Unausgereiftheit des Gedankens bedeuten.

Dem Ausreifen des Gedankens und dem Erkenntniszwecke ist in solchem Falle der Rausch des vermeintlichen Gelingens, der ungeduldig erwartete Beifall für den Einfall, für den Witz, das Weisheiteln und Geistreicheln hinderlich; darauf ist wohl häufig das übereilte dogmatisierende Setzen eines Prinzipes als eines vermeintlich evidenten allgemeinen Satzes an die Spitze einer Lehre, ohne daß dieser wirklich evident bewiesen worden wäre, zurückzuführen.

Andere Ursachen sind die sich allzu rasch genügende Analyse eines Begriffes durch ein oder mehrere nicht erschöpfende Merkmale desselben oder der vergebliche Versuch, das Wesen eines Dinges aus einer nicht erschöpfenden Wortabstraktion zu erschließen, statt auf die Sache selbst zurückzugehen.

Ein häufiger Grund ist auch, als ob des Unerklärlichen nicht genug wäre, die Sucht überall, und zwar auch dort, wo Klarheit gefunden werden könnte, etwas Mysteriöses, ein Fetischistisches herauszufinden; dahin gehört auch der Hang zur Antinomie und ihre übereilte ungerechtfertigte Annahme.

Insbesondere die unzulässige Anwendung der physikalisch-mathematischen Fiktionen auf die Betrachtung der Dinge war es, welche den Antinomismus förderte; so wurde behauptet, daß der bewegte Körper durch ein wenn auch noch

so »unendlich« kleines Zeitteilchen still stehe, und diese Erwägung wurde als philosophische im Gegensatze zur gemeinen Weltansicht, welcher solcher Tiefblick entgehe, hingestellt; allein diese Fiktion des Stillstandes in dem unendlich kleinen Zeitteilchen ist unrichtig, weil sich der Körper nach der Annahme in demselben in einem wenn auch noch so kleinen Raume, vorwärts bewegt und einen wenn auch noch so kleinen Weg zurücklegt, ohne jemals auch nur einen Augenblick aus der Bewegung zu kommen.

Aehnlich die Behauptung, daß eine relativ dem menschlichen Vermögen unermeßlich lange, weil mit menschlichen Mitteln nicht meßbare und deshalb fälschlich als unendlich bezeichnete Reihe keinen Anfang habe, daß unermeßlich viele Teile gleich unendlich vielen Teilen seien, daß daher eine Stunde ebenso unendlich sei wie die Ewigkeit, ein Stück Kreide so teilbar sei wie ein Fels und dergleichen.

Solche Widersprüche (im Gegensatze zu den wirklichen Schwierigkeiten, wie sie Kant von Zeit und Raum nachwies) beruhen immer auf dem Mangel des Durchdenkens, so beispielsweise auch, wenn man der Gottheit menschliche Eigenschaften beilegt und sie dann im Leben nicht verwirklicht findet; wer alles sub specie aeternitatis betrachtet, wird leicht alle Lebensnotdurft des Saeculum vernachlässigen; die Notwendigkeit der Leiden als Naturgesetz und ihre Abwehr, die Unmöglichkeit des Glückes wie sein Anstreben sind auch nicht Widersprüche, weil wir imstande sind, bis zu einem bestimmten Maße das Leid zu mindern und die Freude zu mehren. —

Interesse und Kameraderie führen dazu, daß manche jeden noch so unbedeutenden Inhaber eines Katheders irgendwie zutieren zu müssen glauben, während alle, welche nicht zur Gilde der berufsmäßigen Tradenten eingelernter und dann so schwer zu entwurzelnder Irrtümer gehören, sehr gering-schätzig behandelt werden.

Wie sehr im Kampfe ums Dasein auch jene fehlen, von welchen man es am wenigsten erwarten sollte, wie schwer sie anerkennen, wie voreilig sie tadeln, wird jeder ehrlich Strebende erfahren haben.

Die kurze Frist des ohnehin leiderfüllten Lebens sollten einander jene nicht verbittern, die etwas selbstgefällig nach dem Höchsten zu ringen behaupten.

Gerade ihnen sollte man jene Eigenschaften nachrühmen können, welche heute vielfach noch so sehr vermißt werden:

Klarheit, Bündigkeit, Ursprünglichkeit, Bescheidenheit, Güte und Ehrlichkeit.

IV. Wortökonomie. Zu derselben gehört selbstverständlich auch die Satz-, Seiten-, Kapitel- und Buchökonomie.

Die Weitschweifigkeit, welche mehr Bände schreibt, als Seiten genügt hätten und von welchen Bänden häufig doch nur, wenn irgend etwas, so ein unbeträchtlicher Gedanke als überwundener Irrtum auf die Nachwelt kommt, erschwert, abgesehen von der Verschwendung an Zeit und Mühe, die Uebersicht und beeinträchtigt das Verständnis; non multa sed multum. Freilich hat die Wortwirtschaft den »wissenschaftlichen Betrieb« der betriebsamen Wissenschaftler gegen sich; ihnen muß sich vor allem der repräsentative Umfang empfehlen; dieser ist die unbedingte Voraussetzung ihrer Anerkennung, und doch ist gerade er bei der großen Produktion ein Konsumtionshindernis; außer den hiezu nach gemeiner Ansicht berufsmäßig Verpflichteten, welche sich jedoch verschiedenartig zu helfen wissen und sehr oft Lektüre markieren, hat niemand Zeit noch Neigung, diese Wüsteneien; in welchen oft gar keine Oase ist, zu durchqueren.

Ebenso schädlich ist die volksfremde Schreibweise, welche statt klarer Worte ganz überflüssigerweise geschraubte, undeutliche, fremdsprachige gebraucht, sich in krausen Windungen und in schwerfälligen, unverständlichen, endlosen Perioden besonders dort nicht genug tun kann, wo die Klarheit des Denkens und damit der Darstellung fehlt; sie hat oft den Zweck, das Trivialste und Simpelste recht gelahrt erscheinen zu lassen.

Leuchttürme sind unentbehrlich; aber es ist nicht gerade unbedingt nötig, für jede unbeträchtliche Hypothese, für jeden überwundenen Irrtum, für jede Schrulle eines bekannteren Denkers auch eine gedächtnisbelastende Sonderbezeichnung zu prägen.

Die Wortökonomie verlangt weiters die notwendige Beschränkung auf solche Worte, welche der Bedeutung genau entsprechen und sie nicht übertreiben; anderenfalls entstehen leicht unrichtige Anschauungen. Man spreche nicht von Weltverkehr, sondern von Erdverkehr, nicht von Weltgeschichte, sondern Erd- oder Menschheitsgeschichte; denn die Geschichte dieser ist nicht jene der Welt.

V. Denkökonomie. Sie entspricht der ästhetischen Norm der Schlichtheit insoferne, als sie gleich dieser zwecks Ersparnis und bester Verwendung der Kräfte mit den einfachsten Mitteln die größtmögliche Wirkung zu erzielen sucht;

ihr Mangel erschwert und beeinträchtigt das Nachdenken und Begreifen der bereits gefundenen Erkenntnis; sie fordert Vermeidung alles Unnötigen, übersichtliche Klarheit und Bündigkeit, all dies mit besonderer Rücksicht auf die Kräfteökonomie des Empfangenden; sie bedeutet den Grundsatz des kleinsten Kraftmaßes (nach Avenarius) oder (nach Mach, welcher in ihr mit Unrecht den Kern des Denkens und der Wissenschaft erblickt) des sparsamsten, einfachsten Begriffsausdruckes.

Ihre größte Aufgabe besteht in der Prägung von bündigen und adäquaten Wortsinnbildern für Empfindungs-, Vorstellungs- und Gedankengruppen.

Uebertreibung in der Knappheit widerspricht ihr, da viel Zeit und Mühe zur Enträtselung eines dadurch schwer Verständlichen verbraucht werden muß.

Ebenso bedeuten fernhergeholte Erörterungen und Schlüsse dort, wo die Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit leichter und näher erreichbar ist, einen solchen Mißbrauch; sie werden aber auch meist gleichzeitig gegen die Skepsis und die strenge Redlichkeit verstoßen, welche bloße, nicht durch Erfahrung gerechtfertigte Schöpfungen der Einbildungskraft zurückweisen müssen.

Die Sucht, das Trivialste gelehrt, das Einfachste überaus umständlich auszudrücken und das Nebensächlichste als etwas Bedeutsames hinzustellen und es so zu entdecken, sind Verfehlungen, die argen Schaden bewirken und nicht geduldet werden sollten.

VI. Logik. Die Logik, deren Darstellung den Gegenstand einer besonderen Lehre bildet, hat keine positive, sondern mit Ausnahme der Methodenlehre eine negative Bedeutung; sie gibt nicht die Normen, wie man denken soll, in welchem Falle sie eben nicht nur die Denkformen zu beschreiben, sondern allgemein bestimmte Denkwege zur Erreichung allgemeiner bestimmter Denkziele zu lehren hätte; sondern sie lehrt nebst den Elementen des Denkens und ihren Verbindungen und Denkmethode, wie man richtig denkt, begründet es und weist die Irrwege auf, in welche man verfallen kann und welche dann als solche erkannt und dargetan werden können.

Zur Erkenntnis wird die Erfahrung durch das Festhalten des selbst oder von anderen Beobachteten, nicht aber durch die Zucht des Denkens, wie manche behaupten; ebenso wie die schöpferische Synthese, die Analyse und die Induktion kann

auch die so wichtige Logik nur durch Uebung, nicht aber durch Denkkraft gekräftigt werden.

VII. Methodik. Darunter wird die Norm verstanden, daß jede der sechs Methoden, soweit es die Untersuchung zuläßt, zur Anwendung zu kommen hat, weil die Untersuchung sonst unvollständig bliebe; genau genommen, sollten sie alle in jeder Definition schon zum Ausdruck kommen. —

Diese Zusammenstellung der Denknormen, einer neuen Bezeichnung, dürfte als erster Versuch vielleicht noch zu vervollständigen sein.

10. Kapitel. Besondere letzte Erfahrungsabstraktionen oder Gesetze.

Gesetze (im e. S.) sind die letzten Erfahrungsabstraktionen oder die allgemeinen grundlegenden Erkenntnisse eines ganzen Erfahrungsgebietes.

Ihre Kenntnis gewährt eine klarere und übersichtlichere Betrachtung und empfiehlt sich um so mehr, als sie andernorts gesammelt kaum je zur Darstellung gelangen; weitergehende Erörterungen fielen außerhalb des allgemeinen Rahmens der Philosophie.

Es werden hier nur solche allgemeinsten Art angeführt oder solche, die gleich den ethischen für die Weltanschauung und Lebensführung von Bedeutung sind; nicht aber beispielsweise die Gesetze der Mechanik. Hierbei liegt kein Anlaß vor, eine Scheidung zwischen Natur- und Geistesphilosophie in Gesetzen durchzuführen.

Als erster Versuch ihrer Art dürfte diese Zusammenstellung der Bezeichnung, Fassung und Begründung mancherlei Widerspruch hervorrufen.

I. Das allgemeine Induktionsgesetz (J. St. Mill) oder das Gesetz der Gesetze ist die Beobachtung der steten Gleichartigkeit aller Erscheinungen, woraus deren Notwendigkeit gefolgert wird; es rechtfertigt die Induktionsmethode und den Begriff der relativen Wahrheit sowohl in Beziehung auf die danach stets gleichartige subjektive (persönliche) Funktion des Wahrnehmenden als auch auf die danach stets gleichartigen objektiven (dinglichen) Erscheinungen.

Die Annahme der Notwendigkeit verknüpfte sich dann mit jener einer sie anordnenden, verursachenden Macht, wodurch sich der Ausdruck »Gesetz« erklärt.

Wir erwarten die Stetigkeit der Wirkung und folgern die Stetigkeit derselben Ursache, erstlich weil diese Einheit-

setzung in der Erinnerung (assoziativ, Hume) so verknüpft ist, daß wir an diesen Zusammenhang gewohnt sind und ihn immer mitdenken, zweitens weil wir durch die Beobachtung der bisherigen Stetigkeit von der Notwendigkeit der bis nun immer gleich gebliebenen Reihenfolge überzeugt sind.

II. Das Assoziationsgesetz oder psychologische Grundgesetz ist die Beobachtung der mechanischen synthetischen und analytischen Funktion oder der Erlebnisgruppenbildungen, und zwar bloßer Wahrnehmungsgruppen (welche bei solchen Wahrnehmungen einzelner Sinnesorgane als Verschmelzung bezeichnet werden) und Begriffs-, Merkmal- und Vorganggruppen; die Voraussetzung der Assoziation ist das Gedächtnis oder die Erinnerung an frühere Erlebnisse.

III. Als Assoziationsreproduktionsgesetz kann man zum Unterschiede vom ersteren die Beobachtung bezeichnen, daß wegen dieses Festhaltens in Gruppen die Reproduktion eines Gruppengliedes die ganze oder teilweise Reproduktion der übrigen Gruppenglieder zur Folge hat; bei bloßen Wahrnehmungs- und anderen Erlebnisgruppen im e. S., nennt man es Berührungs- oder Kontiguitätsgesetz, bei den anderen Aehnlichkeitsgesetz.

IV. Schwellengesetz. Obgleich die eine Veränderung bewirkenden Kräfte stetig wirken, tritt die Wahrnehmung der Veränderung doch erst bei einem bestimmten mindesten Wirkungsmaße über die Bewußtseinsschwelle (Dämmerung, Tonänderung); der Grund ist, daß es einen bestimmten Mindestkraftaufwand braucht, um Leitung oder Zentrum zur Reaktion zu bringen.

V. Das Gesetz der unveränderten Erhaltung der Energie (J. R. Mayer). Darunter wurde die Beobachtung verstanden, daß bei Auslösung einer Energieart in eine andere wie beim Uebergange der Arbeit in Bewegungsenergie, der Umwandlung physikalischer in physikalisch-chemische Energie die vorhandene Energie nur erhalten wird, so daß neben der vorhandenen weder eine neue entstehen noch etwa von der bestehenden ein Teil vergehen kann; sie bleibt konstant, und zwar auch bei Umkehrung der Uebergänge; es gibt bestimmte unveränderliche Umwandlungsverhältnisse und keine Zu- oder Abnahme: die Summe der vorhandenen Energie bleibt erhalten, und zwar unverändert, weil auch kein Zuwachs stattfinden kann; desgleichen ist die gesamte Energiemenge im All eine unveränderliche Größe.

VI. Das Gesetz der Einheit der Naturkräfte.

Die elektrischen und mechanischen, die Licht-, Schall- und Wärmekräfte sind, wie die Erfahrung lehrt, nur verschiedene Erscheinungsformen desselben Bewirkenden; denn es kann eine Kraft in die andere umgewandelt oder transformiert werden; die einheitliche Zusammenfassung und Bezeichnung der Kräfte heißt **Energie**.

VII. **Biologisches Grundgesetz.** Vom Gesichtspunkte des Kampfes ums Dasein kann man es als das »Wehrgesetz« bezeichnen.

Es begreift die Beobachtung, daß alles Streben der Bedürfnisbefriedigung oder der Erhaltung des Lebens und seines Friedens (als des Inbegriffes der Bedürfnisbefriedigungen, siehe die ethischen Gesetze) diene, wobei die Kultur ein solches Ueberwiegen der ideellen Bedürfnisse über die physiologischen bewirkt, daß die stärksten Triebe, wie der Erhaltungstrieb, überwunden werden können.

Hiebei ist es unvermeidlich, daß die Befriedigung zum Nachteile oder auf Kosten anderer Lebewesen, wie bei den Raubtieren, erfolgt; die daraus entstehenden Interessenkonflikte und ihre Austragung nennt man nach Darwin den **Kampf ums Dasein**.

Den erfahrungswahren und eingebildeten körperlichen und seelischen Bedürfnissen gilt alles Bemühen.

In denselben wurzelt sohin die Wissenschaft sowohl als Mittel zum Zwecke oder wie beim Wissensdrang als Selbstzweck; für die Ethik aber bildet sie die unmittelbare Grundlage.

VIII. **Gesetz neuentstehender Ziele** (Bedürfnisse und ihre Befriedigungen) aus unerwarteten Mehrwirkungen (Wundts Gesetz der Heterogonie der Zwecke).

Es ergeben sich aus Handlungen aller Art oft weitere andere Wirkungen neben den angestrebten oder statt der angestrebten; gerade diese unerwarteten Wirkungen können oft der Bedürfnisbefriedigung förderlicher sein, als die angestrebten, und werden also in der Folge neben diesen oder statt derselben bewußt bezielt, was sehr häufig die Ursache eines auch sittlichen Fortschrittes geworden ist.

Diesen Mehrwirkungen verdankt die Menschheit viele Erfindungen, wie jene des Schießpulvers, der Elektrizität, der Anilinfarben; ein weiterer Fall wäre beispielsweise die Dankbarkeit, Anerkennung und Auszeichnung seitens des ganzen Stammes für eine Tat, die entweder nur im eigenen Interesse

oder bloß zum Schutze der engeren Familie gedacht war, wie das Erlegen eines gefährlichen Tieres, woraus das Bedürfnis nach weiteren Ehren oder dieses Bedürfnis in einem anderen Individuum geweckt werden kann; die unerwartete Dankbarkeit des beschenkten Bedürftigen, dessen man ursprünglich vielleicht nur ledig werden wollte, welche dann zu weiteren Hilfeleistungen bewegen könnte; die Tätigkeit zwecks einer Bedürfnisbefriedigung kann durch ihre Mehrwirkung zum Troste in der Arbeit, zur Entwicklung des Spieltriebes und der Kunst, zur Freude am Wissen und daher zum Forschen führen.

IX. Das Leidensgesetz. Die Erfahrung lehrt, daß jeder Mensch, wie dem Tode, so auch dem Leiden unentrinnbar unterworfen ist, wengleich zahlreiche große Qualen durch Liebe, Tröstung und Hilfe beseitigt oder außerordentlich gemildert werden können; nicht durch Wahn und Selbstpein noch durch Glauben und Ueberlegung ist dem Leiden zu entgehen; es gibt kein Entkommen; Vertrauen in die Gottheit und sittliche Anschauung und Lebensführung vermag das Leiden sehr zu lindern, weil sie allein uns den Frieden bewahren lassen.

Die Erkenntnis des Leidensgesetzes oder der Leidensnotwendigkeit hat nicht Pessimismus zur Folge; die Einsicht in das Notwendige läßt das Schlimmste leichter ertragen; es führt ferner zur Einsicht, daß es dem Weltzwecke diene und bei Vertrauen in die Gottheit weiters zur Ueberzeugung, daß die Qualen der Welt nicht Selbstzweck, sondern der im Dienste der Weltentwicklung notwendige Weg zur Erreichung ungeahnter Ziele des Alls sein müssen, welche Ueberzeugung die Mühsal des Lebens williger tragen läßt und leichter zu innerem Frieden führt.

Die Beobachtung des Leidensgesetzes führte zum Wahne, daß das Leiden etwas der Gottheit Wohlgefälliges und dessen freiwillige Mehrung durch Selbstqual etwas Verdienstliches sei. Allein selbst solche Wahnbefangene stehen unter dem Einflusse des biologischen Grundgesetzes.

X. a) Das Entwicklungsgesetz. Alles fließt (Heraklit), alles ist in Bewegung, was ein ruhendes, unveränderliches Sein ausschließt.

Das Leben ist durch sich selbst bewirkte, wenn auch durch die Außenwelt mitbedingte Bewegung eines Organismus zunächst zur Aufnahme des ihn fördernden und Abstoßung des ihn hindernden Stofflichen oder zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse im engsten Sinne.

Die Organismen haben, wie die Naturforschung lehrt, die Fähigkeit, bis zu einem gewissen Maße sich den äußeren Bedingungen anzupassen und die einzelnen Organe in ihren Keimen und Anlagen durch Pflege und Uebung zu vervollkommen; ein solches Werden, wie auch ein bereits erreichter Zustand dieser Art wird Entwicklung genannt.

Die Entwicklung der Lebewesen der Erde bedeutet das Werden höherer geistiger und körperlicher Fähigkeiten oder Eigenschaften und Leistungen und teilweise auch der Bedürfnisse; auf die menschliche Entwicklung angewendet, wird sie Kultur genannt, wobei unter der Entwicklung geistiger Fähigkeiten auch sittliche und ästhetische verstanden werden.

Die Kulturentwicklung kann behindert und in ihrem Fortschritte gehemmt, aber nicht vereitelt werden; denn die überkommenen Erfahrungserkenntnisse der Menschheit werden immer größer und werden immer tiefer und allgemeiner verbreitet; Irrtümer werden entdeckt, Erkenntnisse ergänzt, neue gefunden; hingegen kann sie durch besondere Pflege der Wissenschaft (Erfahrungserkenntnisse) und der sittlichen Kräfte und Mittel gefördert werden. Diese Entwicklung gründet sich auf zunehmende Erfahrung (also Einsicht, ideologische Auffassung) der Gesamtheit und der einzelnen, welche in immer höherem Maße die Befriedigung der Bedürfnisse anstreben und durchsetzen; diese Entwicklung ist wegen ihres notwendigen Verlaufes ein Gesetz (naturalistische Auffassung).

Die Wissenschaft begründet nun immer mehr die Erkenntnis, daß alles und jedes irgend einem Zwecke diene und eine Funktion im All habe, und da nun die Erfahrung lehrt, daß alles sich entwickelt, erscheint uns dieses Entwicklungsziel als der letzte uns derzeit bekannte nächste (nicht End-) Zweck des Werdens.

Der allgemeinen Entwicklung als höherer Lebensentfaltung scheint das wahrscheinliche Erstarren einstmals wahrscheinlich belebter Weltkörper entgegenzustehen; allein es ist uns völlig unbekannt, ob und welchen Einfluß ein Weltkörper und sein Leben und scheinbares Sterben auf das Leben und den Entwicklungsgang der unermesslichen Welt habe und ob nicht dieser vermeintliche Tod nicht wieder den Uebergang zu höherem Leben bedinge.

X. b) Die Entwicklungslinie bei wechselnden Prinzipien: Die Agentien oder wirkenden Kräfte oder Energien der Kulturentwicklung sind, da es sich um eine Entwicklung

einer, und zwar der menschlichen, Gesamtheit oder einer Gruppe handelt, Gesellschaftskräfte, welche aus Individualkräften sich zusammensetzen. Allein quot capita, tot sensus!

Nicht nur die Auffassung über das zweckmäßige Kulturmittel ist eine verschiedene, sondern auch die Interessen, welche bei der Wahl meist entscheiden, und so ergeben sich auch im Gesellschaftskörper Kräftekomponenten mit ihrer Resultante.

Die Stärke dieser widerstreitenden Kräfte wechselt mit dem, besonders wirtschaftlichen, Nährboden, von welchem, wie Karl Marx nachwies, auch der soziale und politische Bau abhängig ist.

Hiebei kann es geschehen, daß die in einem früheren Zustande schwächer gebliebenen Kräfte infolge ihrer günstiger gewordenen Verhältnisse allmählich stärker als die anderen zur Geltung kommen, so daß die Resultante eine andere wird; wenn es sich hiebei um zwei oder mehrere in Gegensätzen sich bewegende Triebkräfte, um zwei entgegengesetzte Prinzipien des Denkens oder Handelns handelt, wie Zentralismus und Dezentralismus, Optimismus und Pessimismus, Erhaltungs- und Neuerungsdrang, Oligokratie und Demokratie oder Offenbarungs- und Erfahrungsglaube, Kollektivismus und Individualismus, Lebensverachtung und Lebensüberschätzung, Genußsucht und Bedürfnislosigkeit, Ueberpflege und Unterpflege, so wird der diese Schwankungen anzeigende Endpunkt der Resultanten eine Zickzacklinie bilden; man sagt deshalb, die Entwicklung zeige Wellenlinien, sie sei wie eine Wellenbewegung; dies wird im folgenden zu begründen versucht.

XI. Das Gesetz der wechselnden Prinzipien. Der Grund dieses Wechsels ist die Unvollkommenheit des menschlichen Intellektes und der Einrichtungen und Zustände und des »Irdischen« überhaupt; jedes bewegende Prinzip erweist sich schließlich insoferne als unvollkommen, weil es dem Endziele nicht in dem angestrebten Maße förderlich ist; es wird dann oft vorschnell als unbrauchbar betrachtet und es erregt den Wunsch nach Aenderung der Zustände durch ein besseres, meist entgegengesetztes, mittlerweile besser durchgearbeitetes Prinzip — sofern nicht der Wissenschaft der Nachweis der Notwendigkeit eines bestimmten gelingt.

Die Kräfte, welche durch den steten Gebrauch und durch Uebung mehr und mehr sich vergrößern und verfeinern, zeigen, und zwar selbst die schwächeren, immer günstigere Einwir-

kungen auf die Bedürfnisbefriedigungsziele, welche Einwirkungen sich erhalten, und so kann selbst dann, wenn die minder zweckmäßigen eine Zeitlang die Herrschaft hatten, aus diesem Widerstreit ein Entwicklungsfortschritt verbleiben; die zur Untätigkeit gezwungenen Kräfte pflegen während derselben große potentielle Energien aufzuspeichern. In ähnlicher Weise können widerstreitende wissenschaftliche Anschauungen (wie Homöo- und Allopathie) und Hypothesen (Mechanismus und Energismus, Monismus und Dualismus) die Entwicklung fördern. Insbesondere aber können einseitige und einander entgegengesetzte Anschauungen und Begriffsbestimmungen dann, wenn man ihren richtigen Kern zusammenfaßt und das Falsche abstößt, ihre »Aufhebung zu einer höheren befriedigenden Synthese« zur Folge haben; zeigt sich in der Folge ein Irrtum, so ruft dies Widerspruch hervor und das anmutige Spiel beginnt von neuem.

Die Wahrnehmung solcher Vorgänge, die nicht auf einfache Weise erklärt zu werden versucht wurden, führte zu der erfahrungswidrigen und mystischen Auffassung, daß sich die Dinge in ihr Gegenteil verkehren und die Gegensätze sich dann zusammensetzen, das Widersprechendes sich vereinige; es wurde eine Art Logik konstruiert, aus welcher die These in die Antithese sich wandte, woraus dann die Synthese, eine Art Entwicklungssatz, entstehe, was man den Dreischlag nannte (Schelling); ferner wurde damit die sogenannte Identitätsphilosophie Schelling-Hegels oder die Identitätssetzung des Realen mit dem Idealen begründet.

All dies wurde fälschlich als Dialektik bezeichnet, wobei man zu einer Behauptung oder zu einem Vorgange immer das Gegenteil suchte, um zur sogenannten Synthese zu gelangen, welche eine Entwicklung bedeute; damit glaubte man auch den Dualismus überwunden zu haben.

Dieser Irrtum hat verschiedentliche Wissensgebiete außerordentlich befruchtet; viele, welche eine Veränderung der bestehenden sozialen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, also auch der Grundsätze, herbeisehnten, nahmen aus diesem Wunsche den Gedanken begeistert auf, wiewohl er durch die Erfahrung widerlegt erscheint; und wie so oft eine unrichtige, aber vorläufig arbeitfördernde Hypothese genügte, um zur Forschung anzuregen und sie manchmal überhaupt beginnen zu lassen, so brachte diese mißdeutende Auffassung des hier

entwickelten Gesetzes vielfache reiche Anregungen und Arbeitserfolge.

Hegels großes Verdienst ist es, die ganze natürliche geschichtliche und geistige Welt als einen Prozeß, das heißt als ein in steter Bewegung, Veränderung, Umbildung und Entwicklung Begriffenes zu erfassen und den Nachweis des inneren Zusammenhanges erfaßt zu haben« (Engels), nachdem schon Kant »das stabile Newtonsche Sonnensystem in einem geschichtlichen Vorgang aufgefaßt hatte«. Durch die Dialektik lernte man erst die Gegenwart aus der Vergangenheit zu verstehen und aus ihnen die Zeichen der Zukunft zu deuten.

XII. G e s e t z e d e r E t h i k. Dieser Auseinandersetzung wurden überall die vermeintlichen Prinzipien angefügt, um zu zeigen, daß diese meist nur einzelne Bestandteile der Gesetze sind. E t h i k, Moral, Sittlichkeitslehre, die Lehre von der sittlichen Lebensführung oder die Lehre der im eigenen und gleichlaufend fremden Interesse notwendigen vernünftig brüderlichen Lebensführung ist die Lehre von den Kräften und Mitteln, welche zu diesem Ziele des eigenen und fremden (Individual- und Menschheit-) Friedens führen.

1. Dieses Ziel ist verschieden von jenem der Zufriedenheit oder des Glückes oder der Nützlichkeit; denn der Friede ist der von Dingen außer uns unabhängig gemachte Erfolg zielbewußten Lebens, während die Zufriedenheit eine von den Dingen außer uns mit abhängige frohe Stimmung ist; niemand wird Zufriedenheit in großen Leiden bewahren, wohl aber der von Jugend auf gepflegte Sittliche seinen Frieden zu bewahren suchen.

Glück (als Ziel: Eudämonismus, Hedonismus) bedeutet im objektiven Sinne das Gelingen der Wünsche (Glück haben), im subjektiven hohe Zufriedenheit (glücklich sein).

Der fremde Frieden ist sehr oft auf Kosten der eigenen Nützlichkeit zu berücksichtigen.

Diese Rücksicht ist dann allerdings in letzter Linie mittelbar von dem größten eigenen Nutzen; in diesem Sinne wäre der Utilitarismus mit einem Teile des Doppelzieles identisch.

Sittlich sinnen und handeln bedeutet aus sittlichen Kräften (Gesinnungsethik) sittliche Mittel (Erfolgethik) anwenden.

2. Die Quellen der sittlichen K r ä f t e, welche wie Mitgefühl (Gefühlsethik) angeboren oder als Uebung (Kulturethik) erzogen sind oder, wie der Mutualismus, ein Produkt des entwickelten eigenen Intellektes (Reflexionsethik) oder des Gemeinschaftssinnes (Sozialethik) sind, sind

a) Altruismus (Comte) oder interesselose Liebe, und zwar das Mitfühlen, die Dankbarkeit und die Begeisterung (letztere bald Evolutionsethik, bald als Wohlgefallen am Schönen Aesthetizismus); der Altruist will zunächst den fremden Frieden;

b) der Mutualismus oder die interessierte Liebe als Gemeinschaftssinn, Drang nach Geltung und die Erwartungen des Glaubens (religiöse Ethik); der Mutualist will den fremden Frieden wegen des eigenen Friedens.

c) Egoismus, Eigenliebe, das Motiv des bloßen eigenen Interesses; der Egoist will zunächst nur den eigenen Frieden.

d) Kultivismus, die Liebe zur Pflicht oder die durch Uebung, besonders durch sorgfältige Erziehung zur zweiten Natur, zum mechanischen Instinkte, nämlich zum selbständigen, von jenen drei Arten losgelösten, Motive gewordene Gewöhnung an die Mittel und die von denselben abgeleiteten einzelnen Pflichten; er ist der angewöhnte Wille des Gepflegten.

Der Altruismus ist eine *autonome* Quelle; er führt aus sich selbst zur Vervollkommnung (Perfektionismus) des einzelnen wie der Gesamtheit und der Kultur.

Die anderen Kräfte sind entweder zum Teile oder ganz *heteronom*.

3. Die Quelle der sittlichen Mittel ist die Erfahrung: sie unterliegt daher dem Gesetze der Entwicklung.

Die sittlichen Mittel sind das Resultat der Erfahrung, welche sie als notwendige, also jedes einzig (in seiner Art) zweckmäßiges oder zielbewußt gesetztes begründet; es sind dies die Wahrhaftigkeit, Milde, Selbstbeherrschung, Arbeitsleistung und Sozialität als Mittel der Erkenntnis, beziehungsweise des Gefühles, Willens, der Arbeitsfähigkeit und Gemeinschaftsfähigkeit.

4. Als das *Gewissen* werden sowohl das Verantwortlichkeitsbewußtsein als die Summe der sittlichen Kräfte als auch die Folgen derselben als eigener Frieden und Friedlosigkeit bezeichnet; so wird von der Einwirkung auf das Gewissen und von gutem und schlechtem Gewissen gesprochen. Nichterkennen des Mittels als eines unsittlichen schließt die Verantwortung aus; jeder ist vor seinem Gewissen nur in dem Maße verantwortlich, als er das Sittliche begriffen hat; daher die Wichtigkeit der Unterweisung.

XIII. Gesetze der Aesthetik. Schön bedeutet das (wirklich oder vermeintlich) Nahevollkommene und des-

halb Wohlgefällende, und zwar in der Natur zunächst das Zweckmäßige und seine Merkmale, bei Gebrauchsgegenständen das Zweckmäßige, Wahre und Schlichte und deren Merkmale, in der Kunst außer diesen drei technischen noch die drei ideellen Kriterien, als Geist, Phantasie und Idealismus, und bei Gemütserscheinungen überdies den Genießenden befriedigende Gedanken und Bilder, Gefühle, Stimmungen und Willenserlebnisse.

Als schön oder dem Vollkommenen nahe und deshalb gefallend wurde ursprünglich alles mit Rücksicht auf die Eignung oder Tauglichkeit zur Bedürfnisbefriedigung gewertet.

Ein Beispiel: Der Spaziergang ist nicht etwa ein Ausfluß einer vermeintlichen angeborenen Freude an der Bewegung; Kinder wollen dazu vielmehr angehalten werden; die Perser begreifen dessen Wert heute noch nicht.

Zunächst waren es hygienische Gründe, durch welche sich größere Bewegung im Freien empfahl; es ist wohl kaum ein Zufall, daß ein Arzt, Haller, es war, welcher durch seine dichterische Verklärung der Natur die Freude am Wandern mächtig förderte; neben der Freude an neuen Eindrücken und der Mode ward aber das körperliche Wohlbefinden nach vollbrachter Wegleistung, als die Kräftigung der Muskeln, des Herzens, der Eingeweide, der stärkere Blutumlauf, die Erfrischung, das Wohlbehagen in lustiger Gesellschaft, der sich einstellende Appetit und dergleichen mehr der größte Förderer der Bewegung.

Schon der Gedanke an Berg und Tal, an Wald und Wiese, Blumen und Wandern weckte Lustgefühle, spornte dann zu neuen Wanderungen an und rief ein dankbares Wohlwollen für die Spender der Genüsse, die Liebe zur Natur und das Wohlgefallen an derselben hervor.

2. Allmählich wurden nicht nur die Objekte in ihrer Totalität, sondern schon die den Bedürfniszweck fördernden Eigenschaften wohlgefällig, wurden als solche ins Auge gefaßt und gelangten so (und zwar ohne »Motivverschiebung«) zu selbständiger isolierter Betrachtung, und nicht nur sie galten als schön, sondern auch jene abgeleiteten, besonderen, äußeren, sekundären Erfahrungsmerkmale, welche auf solche Eigenschaften schließen lassen — im Gegensatze zu obigen allgemeinen primären, inneren und ursprünglichen Merkmalen; es bildeten sich so endlich auch anerkannte und überlieferte Typen des Schönen; deren Ursprung aber wurde vergessen.

Wie alle Wissenschaft ein von unzähligen Generationen gesammelter und überkommener Schatz in dem Sinne ist, daß wir uns diese ungeheueren Werte nur anzueignen brauchen und daß wir dadurch mühevoller Arbeit des Erkennens und Erfahrens enthoben sind, so liegt in der überkommenen Wertungsanschauung eine Fülle reicher Forschungsergebnisse.

In der schönen Form eines Griechengottes ist die Erfahrung vieler Menschengeschlechter vom Zweckdienlichen verkörpert, wenn sich auch dieser Ursprung des Vollkommenen im Begriffe scheinbar nicht mehr vorfindet oder doch weit in den Hintergrund des Bewußtseins gedrängt wird. Der Eindruck einer freien Stirn, die mit großer Wahrscheinlichkeit auf Intellekt, eines offenen Auges, das mit Wahrscheinlichkeit auf Wahrhaftigkeit und Offenheit, eines Mundes, der auf Selbstbeherrschung, von Gliedern, die auf Kraft, Gewandtheit und Gesundheit schließen lassen, beruht auf dergleichen Erfahrungen, ohne freilich einen sicheren Schluß zuzulassen. Der Ausdruck der Intelligenz verschönt das Gesicht wegen der Zweckmäßigkeit dieser Eigenschaft. Das Wahre ist das Harmonie-Zweckfördernde (s. m. Ethik), das Schlichte das Arbeitsökonomie-Zweckfördernde (s. m. Aesthetik), Geist das Analysen-Zweckfördernde, Phantasie das Synthesen-Zweckfördernde und Idealismus das Friedens-Zweckfördernde.

Wären weiße Zähne eine Krankheitserscheinung, also »schlechte« Zähne, schwarze ein Zeichen kerniger Gesundheit, sohin »gute« Zähne, würden letztere, weil zweckmäßig, als schön gelten.

3. Und nun folgte der letzte Schritt der Entwicklung. Die zur Selbständigkeit gelangten Eigenschaften und sekundären Merkmale des Schönen wurden vom Bedürfniszwecke ganz losgelöst wie die Typen; es ließen die ästhetischen Gefühle ihre Ableitung ganz vergessen, und sie blieben nicht nur interesselos dort in Geltung, wo die Befriedigung eigener Bedürfnisse gar nicht in Betracht kam, ja sie wurden, wie die Kraft und ihre Erfahrungsmerkmale, die Gesundheit und ihre Erfahrungsmerkmale, sogar nun auf solche Objekte übertragen, welche dem Bedürfniszwecke hinderlich waren: Der Löwe galt nun schon als schön, trotz aller Schrecken, die er verbreitete.

Einmal gegeben, erweiterte und vertiefte sich das ästhetische Empfinden immer mehr. Das ursprüngliche Kriterium der hohen Bedürfniszweckerfüllung

liegt aber noch vielfach offen zutage und zeigt sich darin beispielsweise, daß ohne Rücksicht auf mangelnde andere sekundäre Schönheitsmerkmale das Saubere und körperlich oder seelisch Gepflegte ein auf den Gegenstand übertragenes Wohlgefallen erregt. Diese Wirkung erzeugt bei vielen schon das, was auch nur den geübten Geschmack und die kundige Hand des Meisters verrät, ja manchmal sogar alles, was in seiner sorgfältigeren Ausführung in Milieu, Anlage, teurem Material auf eine vornehmere Quelle hinzudeuten scheint; oft gefällt schon etwas, was das Auge auch nur vorübergehend fesselt, Abwechslung bietet, belebend wirkt und dergleichen Bedürfnisse befriedigt.

4. Die Kräfte ästhetischen Strebens oder die Triebfedern des Schönen sind Nutzen, Dankbarkeit, Gestaltungsdrang (der mehrfache Wurzeln hat: Not, Spieltrieb, Trost, Liebe, Geltungsdrang, Persönlichkeitsentfaltung, Altruismus), Evolutionsdrang und Gewöhnung.

Kunst ist die auf schöne Leistungen höherer Art gerichtete schöpferische Tätigkeit.

Schönheitsgenuß ist Wohlgefallen am Befriedigungsgegenstande, als Verkörperung (oder Ideensymbol) von Geist, Phantasie und Idealismus und der (technisch) zweckmäßigen (im weitesten Sinne, wie oben dargestellt), wahren und schlichten Gestaltung oder Durchführung; bei Schöpfungen seelischen Erlebens auch noch das Miterleben (Eindendenken, Nachfühlen, Mitwollen), welches entweder ein Interessantes, eine seelische Bereicherung, Befreiung (Katarrhsis des Aristoteles als Erhebung durch Standhaftigkeit, Seelengröße und anderes) oder angenehme Auslösung von Spannung ist und endlich wohl auch das Wohlgefallen an sich selbst, das man infolge der Begeisterung für das Schöne als Nebenwirkung empfindet.

XIV. Macht- und Rechtsgesetze.

Der Zusammenschluß der Individuen zu Gemeinschaften entsteht durch gleiche (auch Verwandtschafts-) Erlebnisse und ihre alsbaldigen gemeinsamen Interessen oder durch Zwang.

Der Grund liegt im Altruismus und in der mutualistischen Hilfsbedürftigkeit des einzelnen, ferner in der Erfahrung von der größeren Wirksamkeit vereinigter Kräfte und später in der Kulturgewöhnung.

1. Die Gleichheit ist die Voraussetzung des inneren Friedens, weil die Ungleichheit Widerstand erzeugt, welcher das Zusammenwirken stört und vernichtet.

Dieser Widerstand beruht in der Ueberzeugung, daß nichts die Zufügung des größten aller Uebel, der Hintansetzung, zu rechtfertigen vermöge. Wie es in der Familie Eltern nicht dulden würden, daß ein zurückgebliebenes Kind von seinen Geschwistern mißhandelt und deren Diener werde, so lehnen sich in der Gesamtheit die Dienenden gegen die Herrschenden auf. Die Bevorzugung verhärtet das Herz des Bevorzugten und verbittert das Herz des Hintangesetzten. Die Gemeinschaftlichkeit begreift es in sich, daß der allgemeinen gleichen Pflicht des Zusammenwirkens allgemeine gleiche Rechte gegenüberstehen; jede Ungleichheit ist Bedrückung und wird um so schwerer empfunden, wenn sie als bloße Folge der Machtverhältnisse allmählich erkannt wird.

Der Tüchtigere verdient nicht besseres Los, ebensowenig wie der andere ein schlechteres wegen der Untüchtigkeit ihrer Vorfahren; denn es ist nicht altruistische, sondern egoistische Tüchtigkeit.

2. Aller Kampf gilt der Befriedigung der Bedürfnisse. Die materialistische Auffassung erklärt die geschichtlichen Erscheinungen aus dem stärksten Bedürfnisse, dem ökonomischen, nach Nahrungs- und anderen materialistischen Gütern und seiner Befriedigung, die idealistische aus jenen höheren idealen Bedürfnissen, für welche begeisterte Menschen oft alles zu opfern bereit sind. Die Erfahrung lehrt, daß beiderlei Bedürfnisse bestehen und der Kampf der Befriedigung beider gilt, wobei die wahren, oft nur rein wirtschaftlichen Ursachen, besonders aber die Darstellung von »heroischen« Kämpfen mit »Erbfeinden« und heiligen Kriegen mit religiösen und ethischen Illusionen verdeckt und bemäntelt wurden; das wirtschaftliche Bedürfnis hat jenes nach Freiheit in Zeiten der Unruhen oft überwunden und den Wunsch nach Ordnung wirtschaftlicher Sicherheit um jeden Preis, auch um den der Freiheit, wachgerufen, was sich immer bitter rächte, da dies um so schlimmere Opfer an Gut, Blut und Leben, Freiheit und Kultur kostete.

Wenn nun aber auch die wirtschaftlichen Bedürfnisse die dringlichsten und stärksten und schon deshalb regelmäßig richtunggebend sind, so können auch die anderen mitbestimmend sein, ja auch die einzig bewegende Kraft bilden, weshalb nicht nur die wirtschaftlichen Verhältnisse, sondern auch die politischen, sozialen und religiösen Anschauungen und die in ihnen wurzelnden Bedürfnisse, ja auch das Bedürfnis nach Macht oder Geltung allein von Entscheidung sein können.

3. Die Wirtschaftsverhältnisse sind Grundlagen aller anderen.

Den hier dargelegten, die Geschichte betreffenden Anschauungen steht nicht entgegen die mehr der Soziologie angehörige Anschauung des Karl Marx, nach welchem die wirtschaftlichen oder Produktionsverhältnisse (Produktion und ihr Austausch) das kulturelle Leben beherrschen und die reale Basis bilden, auf welcher sich erst der juristische und politische (wie auch religiöse, ethische und soziale) Ueberbau erhebt; dies wird durch die folgende Erfahrung begründet:

4. Macht gibt Gesetz und Recht, und zwar meist klugerweise unter Berufung auf sittliche Notwendigkeiten. Der Machthaber ist die Quelle der Politik; sie empfängt von ihm Ziel und Grundsätze.

Unter Politik wird sowohl der Inbegriff der Ziele und Mittel der Staatsgewalt als auch ihre konkrete Betätigung und unter Staat die dauernde organisierte Zwangsvereinigung aller Glieder einer Menschengruppe zur Förderung zunächst der einzelnen wichtigsten, allmählich aber sich immer mehr erweiternden gemeinsamen Interessen (Bedürfnisbefriedigungen) verstanden.

Die Machtmittel sind wirtschaftliche, wie Güter, Aemter, ebenso wie militärische und »geistige«, wie religiöse, soziale und ethische.

Die Macht der Verhältnisse schafft oft (zunächst ungesetztes) Recht.

5. Alles Recht mußte erkämpft werden (Ihering), da die das Recht und alle Vorteile desselben gebende Macht erkämpft werden muß.

6. Vorrecht ist Unrecht; Uebermacht bewirkt Ueberrecht. Die Erfahrung lehrt, daß sowohl die »geheiligte« wie die brutale Uebermacht oder die bevorrechtete Macht einzelner als auch von Gruppen und Staaten leicht zu Ueberrecht oder teilweisem Unrechte der anderen führt. Nur Gleichstellung ist sittlich, weil zweckmäßig friedenfördernd; der Vorteil und die Tünche des »Glanzes« der Herrschaft wird durch die Opfer, die sie fordern muß, meist weit überwogen.

7. Entwicklung fördert Kollektivmacht. Durch die Kulturentwicklung wurden die breiten Massen mit den Quellen der Macht, ihrer Funktion und ihren Zielen vertraut und streben nach ihr als dem einzigen Wege zur Erreichung der Befriedigung der wirtschaftlichen und geistigen Bedürfnisse.

8. Das Gesetz des Gesamtheitseinflusses. Die Gesamtheit schafft die Bedingungen der Entwicklung des einzelnen; das Individuum wurzelt in ihr; sie bildet den Gesamtheitsgeist, den Zeitgeist.

9. Das Gesetz des Einzeleinflusses. Einzelne Personen vermögen durch ihre Intuition neue Gebilde des Geistes, der Phantasie und des Idealismus zu schaffen und damit der Gesamtheit neue Wege und Ziele zu weisen (Sokrates, Christus, Voltaire, Goethe, Schiller.

Soferne einzelne durch Zufall, Gewandtheit, Geburt oder andere Umstände zur ungebührlichen Macht gelangen, sie zur Geltung bringen und mit ihrer Persönlichkeit, gleichviel, ob sie bedeutend ist oder nicht, der Zeit ihren Abdruck geben (Ivan, Friedrich, Napoleon), führen dies manche fälschlich auf Heroismus zurück.

10. Nur Richter mit Exekutivgewalt können jede, daher auch staatliche, Eigenmacht beseitigen.

Nach Analogie der Beseitigung der individuellen Eigenmacht (Fehde etc.) müssen von den nach Annahme der Mehrheit Berechtigten ernannte Richter Recht sprechen und sie müssen ihren Spruch durchsetzen und zur Geltung bringen können. Die zweite Voraussetzung bildet allgemeine Zivilisation, so daß ihre Förderung in unserem Interesse gelegen ist.

11. Individualismus und Kollektivismus sind koordinierte Notwendigkeiten.

Der Staat hat keinen Selbstzweck; er hat daher den einzelnen in seiner Freiheit nur insoweit zu beschränken, als es für den allgemeinen Frieden notwendig ist; dadurch wird die Notwendigkeit der immer stärkeren Organisation, des wachsenden, allen gemeinsamen Interessenkreises und dessen zweckmäßigste Durchsetzung durch den Grundsatz »Alle für einen und einer für alle«, was der Begriff des Kollektivismus ist, nicht ausgeschlossen.

12. Das Recht hat seine obersten Grundsätze aus der Ethik zu schöpfen.

Die Einsicht der Menschen in das Wesen des Rechtes und in das Wesen der Sittlichkeit und besonders die Idee, daß das Recht (wie alle Bestrebungen und Einrichtungen der Staatsorganisation) dem Friedenszwecke dienen und daher von der Sittlichkeit seine Grundsätze empfangen muß, bringen es mit sich, daß an Stelle des nicht mit Erfahrung begründeten Naturrechtes oder des wurzellosen »Vernunftrechtes« die Lehre der

Ethik tritt, welche ihre Forderungen durch die Erfahrung als notwendige, also vernunftgemäß einzig mögliche und deshalb sittliche rechtfertigt; die Betätigung der Kräfte und Mittel der Ethik im Gemeinschaftsleben ist die Zivilisation und bildet ihr Maß.

Seine technischen Grundsätze schöpft das Recht gleichfalls aus der Erfahrung, weshalb diese als bereits tatsächliche Uebung der Kodifikation manchmal vorausgeht. — — —

Diese Darstellung einer möglichst bündigen und übersichtlichen Synthese der Erfahrungsprinzipien dürfte mangels der vorausgegangenen Versuche dieser Art vielleicht mancherlei Lücken aufweisen, doch ist zu erwägen, daß für die Feststellung der Bedeutung eines Gesetzes ein allgemein anerkannter Maßstab fehlt.

III. Teil: Das Fühlen und das Wollen.

1. Das Fühlen.

I. Lust und Unlust gehören zu den einfachen oder erstreihigen Bewußtseinsvorgängen; Erregung und Niederdrückung, Spannung und Lösung sind nicht selbständige, sondern mit ihnen verbundene Erscheinungen, welche der Lust oder Unlust vorausgehen, sie begleiten oder ihr folgen.

Alle anderen Vorgänge, welche man mit dem Worte Gefühle bezeichnet, sind zweitreihiger Art, nämlich solche Lust- und Unlustempfindungen, welchen gedankliche Erwägungen vorausgehen oder sie als Ursachen weiter begleiten; man pflegt dergleichen Anschauungen als die intellektualistische, heterogene Theorie des Gefühles zu bezeichnen. Zu ihrer Begründung seien folgende Beispiele und zugleich Beweise angeführt.

II. Lust- und Unlustempfindungen werden zu Lust- und Unlustgefühlen, wenn zu den Denkelementen als Mitbestandteile erstere hinzugetreten sind. Die geschlechtliche Liebesempfindung völlig unkultivierter Menschen kennt lediglich die Vorstellung des geeigneten andersgeschlechtlichen Befriedigungsobjektes und kaum eine individuelle Differenzierung dieses Objektes; bei einiger Kultur geschieht schon eingehendere gedankliche Wertung des Körpers; bei höherer jene der körperlichen und seelischen Kultur, wie Bildung, Anmut, Benehmen, häufig verbunden mit Illusion, also weiteren gedanklichen Bestandteilen.

Das gedankliche Innwerden des Leidens oder der Hilflosigkeit eines Geschöpfes und die Erwägung, Aehnliches er-

warten zu müssen und hilfebedürftig zu werden (wie es in Buddhas »Das bist du« zum Ausdruck kommt) ist es, welchem die Vorstellungen seiner großen Unlust oder seines Leidens als Mitleidens erst nachfolgen, allerdings so schnell, daß sie fast als gleichzeitige Doppelvorgänge oder Doppelfunktionen erscheinen.

Die Intensität der letzteren hängt von der Anlage, aber auch von der Erziehung ab; je größer das Unlustgefühl sein wird, desto größer das Bedürfnis, es durch hilfreiches Verhalten zu beseitigen; Gefühlsdispositionen sind Erlebnisresultate; Güte kann der Erfolg gedanklicher Erlebnisse sein.

Das Schönheitsgefühl entwickelt sich, wie in meiner Aesthetik dargetan wurde, aus der Lust und Freude an den Objekten, welche der Befriedigung von Bedürfnissen dienen; zunächst erregten diese Objekte selbst in ihrer Totalität Wohlgefallen; später schon die Eigenschaften und Merkmale, aus welchen auf die Vortrefflichkeit der Objekte geschlossen werden konnte (Zweckmäßigkeit, Wahrheit, Schlichtheit); endlich gefielen sie, zum Objekte selbständiger Betrachtung geworden, vom Bedürfniszwecke als ästhetische Gefühle ganz losgelöst. Es mußte sohin, um Freude erregen zu können, durch Denkprozeß festgestellt sein, daß die Gründe für diese Freudeempfindung vorhanden seien; wenn auch jene Merkmale bei abgeleiteter, ästhetischer Würdigung in den Hintergrund des Bewußtseins gedrängt werden, so sind und bleiben sie doch die unbewußten Denkvorgänge, welche dem Wohlgefallen vorausgehen.

Nichtsuggestierte Land-, Staats- und Volksliebe entwickelte sich aus dem Bewußtsein, materielle und ideale Güter empfangen zu haben, welches Dankbarkeit erzeugt, wie in meiner Ethik dargetan wird; ohne Grund zu dieser auch keinerlei reale Grundlage jener.

Menschenliebe hat ihre Wurzeln in der Dankbarkeit und im Mitleide, Familiengefühle haben sie überdies in der Blutsverwandtschaft und Erziehung.

Dem Altruismus, Mutualismus, Egoismus und Kultivismus gehen, wie in der Ethik dargetan wurde, gedankliche Erwägungen voraus, und zwar ist beim Altruismus das Mitempfinden größer als die Reflexion; beim Mutualismus kann man das beiläufig gleiche Maß annehmen; beim Egoismus überwiegt die Reflexion, wenn Gefühl überhaupt vorhanden ist; beim Kultivismus, dem Selbstverständlichen des Gepflegten, ist das Verhalten fast automatisch ohne

Ueberlegung und ohne Empfindung, weshalb die Unterscheidung zwischen Reflexions- und Gefühlsethik unrichtig ist. Die Sittlichkeit ist nicht nur als Norm, sondern auch in ihrer Begründung nach Sokrates lehrbar.

Religiösen Gefühlen gehen voraus oder parallel die Erwägungen von der Unendlichkeit der wunderbaren Welt, von unserer Nichtigkeit, unserer völligen Unkenntnis von den letzten Wesen der Dinge, ihrer göttlichen Quelle und dem grenzenlosen Vertrauen zu derselben oder auch Wahrannahmen von Behauptungen von Autoritäten von meist nur eingebildetem Werte; den Individualgefühlen die allgemeine Erwägung, ob Grund zur Lust oder Unlust vorhanden und wer oder was die Ursache derselben sei.

2. Das Wollen.

I. Es ist gleich dem Gefühl ein zweitreihiger Vorgang. Bewegungs- und Lustempfindungen erzeugen zunächst einen dunklen Drang nach (richtung)bestimmter Bewegung, beziehungsweise nach Fortdauer einer bestimmten Lust und Aufhören der Unlust, welcher Drang als Streben bezeichnet wird.

Seine Lebensbedingungen, wie Nahrung, Luft, Bewegungsmöglichkeit, verschafft sich der Organismus durch Unlustempfindung, wenn sie ihm mangeln (Hunger), und durch Lust, wenn sie in zweckmäßiger Weise zugeführt werden; die Lebensbedingungen sind es also zunächst, welche ein Streben erzeugen, welches bei deutlicher Strebrichtung Trieb (wie Nahrungstrieb), und wenn sich mit dem Triebe die deutliche Vorstellung der Objekte und Vorgänge zur Herbeiführung der bestimmten Lust oder zur vermeidenden Unlust oder der Wunsch verbindet, Bedürfnis genannt wird, während sich das Streben durch diese Bestimmtheit in Begehren verwandelt; der Wunsch ist hier demnach das bloße Vorstellungsziel der Lust oder Unlustvermeidung unter (vorläufiger oder definitiver) Ausschaltung der Triebbetätigung.

II. Wie aus der Lust und Unlustempfindung des Organismus die körperlichen Bedürfnisse, so entwickeln sich aus anderen Lust- und Unlustempfindungen, also insbesondere auch aus den Gefühlen, andere körperliche und seelische, wahre (erfahrungsbegründete) und eingebildete Bedürfnisse mit latentem Streben, oder der Wunsch, oder mit freiem Streben, dem Begehren; dem animalischen Körper-

bedürfnisse und den angeborenen Trieben entsprechen hier die angewöhnten Neigungen oder Gefühlstriebe.

III. Alle Bedürfnisse sind die Auslösung oder die resultierenden Vorgänge der zusammenwirkenden Lust- und Unlustempfindungen und Vorstellungen oder Vorstellungsreihen oder der auf ihre Befriedigung gerichteten Gedanken; diese Bestandteile, Lust und Vorstellung, setzen ihr Ziel und bewirken Wunsch oder Begehren; ignoti nulla cupido; ohne gedankliches Ziel wäre keine zielgerichtete Tätigkeit, kein Begehren; der Gedanke: »durch Grübeln wird es nicht besser« und das Bedürfnis, jede Unlust los zu werden, bewirken das Bedürfnis und den Entschluß, das überflüssige, Unlust erregende, Grübeln zu unterlassen.

IV. Wenn nur ein einziges Bedürfnis vorhanden ist und dieses befriedigt werden kann, wie Hunger bei eigenem Besitz von Nahrungsmitteln, wird sofort das Begehren sich einstellen, sofort die Befriedigung erfolgen.

V. Anders bei widerstrebenden Bedürfnissen, wie Hunger des aller Mittel Entblößten, bei Möglichkeit der Befriedigung durch Entwendung und Bedürfnis nach Erhaltung des Seelenfriedens, der Ehre; Durst des Erhitzten und Bedürfnis, Gesundheit zu erhalten; Leidenschaft und Seelenfrieden; bei diesem Widerstreit der Bedürfnisse kann die Befriedigung des einen nur auf Kosten oder unter Ausschluß des anderen geschehen.

In dem Kampfe zwischen den verschiedenen Bedürfnissen wird das Ziel durch die größere oder geringere Stärke bestimmt, mit welchen die Beweggründe als die Bedürfnisse und die zu ihrer Unterstützung herangezogenen Hilfskräfte als die Verstandes- und Gefühlsmotive, Argumente des Altruismus, Mutualismus und Egoismus und des Kulturismus sich durchsetzen und so zu einem bestimmten Richtungsziele gelangen.

Diese eindeutig feststehende Zielbestimmung, und zwar sowohl die von einem einzigen Bedürfnisse bestimmte, in welchem es mit Begehren identisch ist, als auch die Resultante jener Komponenten nennt man auch die Willensrichtung, wobei jedoch unter Wille, wie ausgeführt, nicht etwas Neues, neben Gedanken und Empfindung besonders Hinzugetretenes zu verstehen ist.

VI. Im Worte Wille sind daher das die Tätigkeit Veranlassende (Hunger, Durst, Vorstellung) das Bewegende, ferner das antizipiert vorschwebende Ge-

schehnis und die Vorstellung des Zieles oder Zweckes, das Richtungsbewußtsein enthalten. »Die Willensaktion ist die Einheit von Kausalität und Finalität« (Rudolf Eisler).

Mit dem Worte Wille wird sowohl die Richtung und das Ziel bezeichnet (»seinen Willen ändern«, »jemandem seinen Willen lassen«) als auch das Maß der Intensität oder Kraft (große oder schwache Willenskraft), welche sich im zähen Festhalten und Durchführen des Entschlusses äußert, und insbesondere der Inbegriff der Bedürfnisse und Hilfskräfte, also seine Komponenten bezeichnet (der Wille, die gedanklichen Vorsätze und die Gefühle sind gut, das Fleisch ist schwach); wie also die Bedürfnisse selbst und ihre Hilfe als Verstandes- und Gefühlsmotive Lust und Vorstellung zu Bestandteilen haben, so auch der aus ihnen zusammengesetzte Wille. »Ein absolut intelligenzloser Wille« — nach diesen Ausführungen eine *contradictio in adjecto* — »ist ein Abstraktum ohne Realität« (Rudolf Eisler).

VII. Die Willenskraft, welche sich im Festhalten und Durchführen des Willenszieles äußert, ist das Resultat der Anlage und ihrer Entwicklung durch Erziehung, durch die Gewöhnung der Widerstandsfähigkeit gegenüber der andringenden Versuchung, durch die Gewöhnung an das Festhalten und Verfolgen eines als zweckmäßig erkannten Zieles; die Intensität dieser Kraft kann eine so hohe sein, daß durch Konzentration der Aufmerksamkeit dieses Ziel die Seele und ihre Tätigkeit so ganz zu erfüllen vermag, daß alle anderen Bedürfnisse überwunden werden können.

Von der Willenskraft verschieden ist die Willens- oder Selbstbeherrschung; denn jene bedeutet das Festhalten an dem schon gesetzten Entschlusse.

Die Selbstbeherrschung äußert sich in der Zeit vor der Fassung des Entschlusses, und zwar einschließlich bis zu demselben; sie setzt daher die Möglichkeit der freien Selbstbestimmung oder die sogenannte Willensfreiheit voraus.

VIII. Willensfreiheit. Der reife Mensch hat die Fähigkeit, Bedürfnisse reifen zu lassen, sie zu dulden, besonders durch Autosuggestion und Festhalten zu bevorzugen, zu nähren, aber auch dieselben zu schwächen, niederzuhalten und zu bannen, und dem steht der Umstand nicht entgegen, daß der Wille als abgeleitete Tätigkeit gleich dem Denken seine Objekte von der Außenwelt empfängt.

Er kann sich seine Ziele ohne direkten gegenwärtigen Einfluß von außenher setzen und an denselben (allenfalls wie beim Eigensinnigen auch grundlos) festhalten.

Einen mittelbaren Einfluß wird immer die Vergangenheit üben, wie Erziehung, Selbstgewöhnung, Schicksal, Vererbung, ferner übt infolge der Wechselwirkung auch die physische Natur des Körpers regelmäßig einen gewissen mitbestimmenden Einfluß auf die Seele aus, wir wurzeln in der determinierten Vergangenheit (Erlebnisse); allein die Entschlüsse sind doch insoferne relativ unabhängig oder frei, als die Kräfte des Verstandes und des Gefühles, also die Bewußtseinsvorgänge, nach ihrem gegenwärtigen Entwicklungsstande, unter Ablehnung jedes Einflusses von außenher, den Kampf untereinander ausmachen und nur diese Kräfte, wie sie augenblicklich bestehen, allein entscheiden können; jeder äußere Vorgang kann machtlos abprallen und im Innenkampfe in seiner Wirkungsmöglichkeit von vornherein völlig ausgeschaltet werden.

Dieses Freiheitsbewußtsein bewirkt das Verantwortlichkeitsbewußtsein.

Die Gefühlskräfte, besonders die großen und kleinen Leidenschaften, kann man mit dem Dichter Mosenthal mit edlen Rossen vergleichen, die einer geübten und kräftigen Lenkung bedürfen und auch durch Uebung völlig zahm und so gefügig gemacht werden können, daß die Lenkung der edelsten genügt und die anderen folgen; wenn das geschehen ist, dann haben die klügelnden Verstandeskräfte ein leichtes Spiel, da rücksichtlich ihrer einfach die Wage gehandhabt werden kann. Dies kann anfänglich recht schwer, mit großen inneren Kämpfen, mit Unlust verbunden sein, so daß man es »unwillig« tut; allein durch Selbstgewöhnung, welche jederzeit einsetzen kann, kann diese freie Disposition über die Kräfte und damit über das Ziel zu einer leichten und völlig schmerzlosen werden und diese innere Zucht und Ordnung bewirkt ökonomisch Kräfteersparnis und damit geistigen und körperlichen Kräftezuwachs; diese freie Disposition ist die Willensbeherrschung.

Diese Tüchtigkeit in der Lenkbarkeit der Kräfte vor dem Entschlusse wirkt aber als stärkeres Selbstbewußtsein — auch nach der Entschließung — auf die Durchführung ein, indem die kräftige Hand sich auch da äußert.

Der Lenker seiner Kräfte, welcher den Leidenschaften nicht untertan ist, sie vielmehr bezähmt, fühlt sich von ihnen

frei; allein er kann einen anderen Zwang und eine andere Unlust empfinden, wenn er kräftig, aber ungerne einem Ziele zusteuert, das er vielleicht nur aus Furcht vor der Strafe gewählt hat. Diese Unlust kann er nur durch die ihn durchdringende Ueberzeugung des als unerläßlich Notwendigen, also für einen guten Menschen ganz Selbstverständlichen, überwinden.

In diesem Sinne sind wohl Schillers Worte zu verstehen, »das mache zum Menschen, daß das Werk der Not zum Werke der freien Wahl werde, und so werde die physische (und soziale) Notwendigkeit zur menschlichen (ethischen) erhoben«. Jene Erkenntnis der Notwendigkeit ist daher die letzte Voraussetzung der inneren Freiheit.

Als **Indeterminismus** wird die Anschauung bezeichnet, daß der Wille völlig frei sei (Scotus, Malebranche, Descartes); sie wird häufig mit dem Verantwortlichkeitsbewußtsein, dem Freiheitsgefühl und der Wahlmöglichkeit vor der Tat und mit der Reue und dem Glauben an die Möglichkeit ihrer Unterlassung nach der Tat begründet; **Determinismus** ist die Ansicht, daß trotz unleugbaren Kampfes der Motive die psychologische Gesetzlichkeit entscheide, so daß bei Vorhandensein der äußeren und inneren Umstände der Entschluß nicht anders ausfallen konnte; je entwickelter die Persönlichkeit, der Charakter, desto relativ freier von Trieben und äußeren Einflüssen kann der Wille werden; diese Stabilitätsannahme auf Grund der Entwicklung begründet die Wertung der Persönlichkeit (Spinoza, Hume, Voltaire, Vogt, Bruckner, Haeckel, Nietzsche).

Der **Fatalismus** behauptet, daß alles Sinnen und Handeln vom Schicksal vorherbestimmt oder prädestiniert sei.

IV. Teil: Die Sprache.

I. Worte sind Symbole oder das Zusammenfallen oder sich Decken von Empfindungen, Wahrnehmungen, Urteilen, Begriffen und ihre Verbindungen mit ihrer genau entsprechensollenden oder korrelaten oder adäquaten Bezeichnung, welche wohl zunächst in der Entwicklung für den Gegenstand selbst, dann auch für dessen Merkmale geschaffen wurde. Je schwieriger, verwickelter und verfeinerter die Kombination, desto schwieriger, Fähigkeit und Übung erfordernder wird dann das Zusammenfallen der einzelnen oder der Reihe der Gedankengebilde mit den Sprach-

gebildet; je verfeinerter die Synthese und Analyse, desto verfeinerter wird ihr sprachlicher Ausdruck, desto klarer werden die Begriffe, desto schärfer ihre Grenzen; die Wortentwicklung folgte der Gedankenentwicklung.

Das Wort (Sprache) war zunächst der Ausdruck oder die Mitteilung einer Sinneswahrnehmung, einer Vorstellung, eines Urteiles, Begriffes, aus welcher sie sich bis zu den höchsten Abstraktionen, Einheiten und Verbindungen entwickelte.

II. Die Schrift kann, nebenbei bemerkt, als Ausdruck der Denkvorgänge, wie die Sprache der Stummen, von der Sprache ganz unabhängig sein; so die Bilderschrift; oder sie besteht, wie die Buchstabenschrift, nur in Lautzeichen, in Wort- oder Sprachzeichen, als Symbole von Lauten, welche bereits Symbole von Begriffen geworden sind.

III. Schon die Alten wiesen darauf hin, wie sehr die Sprache das Finden der Wahrheit erschwere; der Grund liegt darin, daß das Wortsinnbild dem Gegenstand oft nicht ganz adäquat ist, nicht alles erfaßt, daß der Inhalt der Worte im Laufe der Zeiten Wandlungen erfährt, daß sie verschiedene Bedeutung erlangen, daß oft eine neue hervorzubringen versucht wird, daß das Abstrakte auch wie Eigenschaften und Zustände zum Körper oder Bilde wird, wodurch die Reinheit der Vorstellung und der Begriffe und des Denkprozesses getrübt werden muß.

IV. Die Sprache oder die Lautsymbole entstanden als onomatopöetische Laute, welche die festeste Assoziation zwischen Laut und Vorstellung bildeten, wie das Milchverlangen des Kindes durch den wiederholten Laut m; davon erhielt weiters ihre Bezeichnung die weibliche Brust, ferner die Mutter selbst (mamma); weiters durch nächstliegende, bis dahin schon als Kindeslallen ohne Sinn gehörte Laute, wie das p oder b, welches zur Bezeichnung der zweitnächsten Person, des Vaters, in vielen Sprachen verwendet wurde; fast überall, wo Onomatopöetik möglich war, wurde sie mehr oder minder angewendet. Später erfolgte die zweckmäßige Lautzusammenfassung; diesen Charakter hat beispielsweise die arabische Sprache, deren Wortbildung und Grammatik aus einem Gusse ist und von strenger, zielbewußter Durchführung weniger Grundregeln zeigt; die neueren Sprachen lieben statt dessen oft Wortzusammensetzungen; die Vergangenheit wird in manchen Sprachen vielfach nicht mehr durch einige an den Stamm gefügte Laute ausgedrückt, sondern im ursprünglichen, kindlichen

Gegensätze zu den alten Sprachen durch Hinzufügung eines Wortes, das Besitz, Ergreifen, Haben oder dergleichen bezeichnet.

Die Zweckmäßigkeit, Wahrheit und Einfachheit bilden die Schönheit der Sprache. Wenn gegen diese Grundsätze verstoßen wird, folgt häufig ein Stadium der Entartung, die gekünstelte Symbolik; sie bedeutet den Stillstand einer gesunden Sprachentwicklung und wird nur schwer überwunden; alle modernen Sprachen kranken daran; diese verderbte Schulmeistersprache der Intellektuellen widerstrebt dem keuschen Sprachgefühl der großen Volksmasse und ist ihm schwer erlernbar.

II. Buch: Metaphysik.

I. Begriff, Aufgabe und Grenzen.

1. Begriff.

Metaphysik bedeutete stets eine nicht auf Erfahrung gestützte Spekulation, und zwar einstmals eine von der Erfahrung unabhängige, jetzt eine über sie hinausreichende.

Ihre Behauptungen können ihrem Wesen nach nicht exakt oder erweislich, das ist vollständig auf Erfahrungserkenntnis gestützt sein; die Beweisführung, welche Wahrscheinlichkeit bezieht, muß jedoch einleuchtend in dem Sinne sein, daß sie mit der Erfahrung nicht nur nicht im Widerspruche stehen darf, sondern vom Erkannten ausgehen und ihre Betrachtungen rechtfertigen muß.

Die Metaphysik ist transempirische Wahrscheinlichkeitsbetrachtung.

Man hat sie, da sie mehr als jede andere Lehre Phantasie erfordert, wenn auch nicht zutreffend, exakte Phantasie genannt; letztere Bezeichnung verdienen eher alle Erfahrungsforschungen, welche vielfach ohne Phantasie nicht denkbar sind.

Sie hat die allgemeinen letzten Probleme, nicht aber etwa alle Probleme jedes einzelnen Wissenszweiges zu umfassen.

Die ersteren stehen in einem gewissen Zusammenhange, so daß jeder, welcher sich mit dem einen oder anderen beschäftigt, zur Stellungnahme gegenüber den anderen Verbleibenden gelangt, da die fragliche Beschäftigung das oft unbewußte Ziel hat, nicht nur alle Erfahrungstatsachen, sondern die gesamte Weltanschauung in ein widerspruchloses System zu bringen.

II. Belangend die einzelnen wissenschaftlichen Probleme ist bereits oben darauf hingewiesen worden, daß jede Wissen-

schaft ihr Spekulationsgebiet habe und dieses, soweit die bezüglichlichen Erkenntnisse auf exakter Grundlage angestrebt werden, dem fraglichen Wissenszweige angehören und gar kein zutreffender Grund vorhanden sei, dergleichen Ergebnisse aus demselben auszuschneiden, schon weil sie jeder Jünger der fraglichen Wissenschaft aus dieser kennen soll, und es dürfte nicht geleugnet werden, daß zur erfolgreichen Beschäftigung mit diesen Gebietsteilen jene besonders befähigt sein werden, welche neben deren Kenntnis auch die der philosophischen Disziplinen haben werden; deshalb werden auch hier die Hypothesen der Urzeugung des Organischen aus dem Nichtorganischen und der Urerzeugung des Organischen, weiters jene der Deszendenz und der Selektion nicht dargestellt.

III. Das Glauben ist dem Wissen nicht entgegengesetzt; es ist vielmehr dort, wo Erkenntnis fehlt, der Ausdruck einer hohen Wahrscheinlichkeit auf Grund des feststehenden Wissens, also eine begründete Annahme oder Hypothese, welche sich trotz mangelnder Erkenntnis zur unumstößlichen Ueberzeugung verdichten und so über bloße hypothetische Erörterung von Vorstellungen über die Welträtsel weit hinausreichen kann.

Konventionell ist es in diesem Sinne in betreff der religiösen Probleme gebräuchlich, rücksichtlich welcher wegen ihrer so hohen Wichtigkeit jede leichtgläubige, leichtsinnige und nicht durch die höchste Wahrscheinlichkeit begründete Annahme um so mehr zu vermeiden ist.

Die grundlose Zurückweisung des Wahrscheinlichen scheint gegen die strenge Redlichkeit des Denkens ebenso zu verstoßen, wie die Fürwahrannahme des Unwahrscheinlichen.

2. Aufgabe.

Die Bedeutung der Metaphysik liegt in dem tiefen Bedürfnisse des Menschengeistes nach einer Beschäftigung mit den Problemen und nach einer befriedigenden Anschauung von Welt und Leben, welche Anschauung mittelbar von dem größten Einflusse auf den Menschen und jede Betätigung desselben ist. Keine Weltbetrachtung kann an den großen Geheimnissen vorbeigehen; jede schließt eine Anschauung von der Zukunft, die meisten eine Erwartung für sich und die anderen in sich; jede hat einen metaphysischen Teilinhalt.

Die Menschheit hat ein tiefes Bedürfnis nach irgend einer Vorstellung, Sichauseinandersetzung über die letzten Dinge und sucht zu irgend einer, und sei es noch so dürftigen,

aber inhaltlich befriedigenden Anschauung über Gott, Welt, letzte Schicksale zu gelangen, wengleich sie weiß, daß dem Menschengeschlechte die absolute Wahrheit unzugänglich ist (Agnostizismus im e. S.), weil wir über die Erfahrung nicht hinauskommen und jene sich unserer Methodenanwendung entzieht; manches bleibt allerdings ganz unerklärt, weil jede Erfahrungsbasis zur Analogie fehlt, wie und woher wir kamen, wohin wir gelangen; anders beispielsweise der Gottesgedanke; in seinen schweren Stunden empfindet jeder Leidende die Sehnsucht nach dem tröstenden Innewerden einer göttlichen Quelle, welcher er kindlich vertrauen müsse. Und wenn die Wissenschaft verhindern will, daß ein großer Teil der Menschheit dem Mythos mit seinen schlimmen Folgen zum Opfer falle, darf sie dieses Bedürfnis, welches weit größer ist als etwa die Erleichterung und Raschheit des Verkehres, nicht vernachlässigen, geschweige dasselbe bekämpfen oder gar verhöhnern; die armselige Kenntnis weniger Naturgesetze sollte den Besonnenen nicht mit kleinlichem Dünkel erfüllen.

Sodann ist die hypothetische Lösung wissenschaftlicher Probleme für die einzelnen Wissenszweige oft von der größten Bedeutung; besonders dort, wo eine, auch zweifelhafte, Erklärung gleich Notgerüsten, Stützen oder einem Notstege die Fortarbeit, das Fortschreiten, erleichtert; sie bedeutet da oft »die Möglichkeit, überhaupt einen Anfang zu machen«. (Ostwald.)

Sie hat nach Wundt die Aufgabe, die in der Erfahrung begonnene Verbindung nach Grund und Folge konsequent und in gleicher Richtung weiterzuführen, bis die Einheit gewonnen ist, welche es uns möglich macht, die ganze Reihe samt den Gliedern, welche der Erfahrung angehören, als ein Ganzes zu denken.

Wengleich freilich bei so viel Licht auch Schatten nicht zu vermeiden und ein Irrtum oft der Entwicklung sehr hinderlich war, so hat selbst in solchen Fällen manchmal die Autorität der Lehrenden sehr anregend und befruchtend gewirkt, zumal in diesen Irrtümern häufig ein Keim einer großen Erkenntnis lag; deshalb und um Irrwege zu vermeiden, ist selbst die Kenntnis der Irrtümer der Metaphysik von großer Bedeutung.

Der Positivismus des Comte, welcher gleich Hume nur die Beschäftigung mit der Erfahrung als dem Positiven oder Gegebenen für berechtigt hält, verkennt das menschliche Bedürfnis nach jener anderen Beschäftigung, würde der Wissen-

schaft wichtige Behelfe entziehen und setzt dem Menschengeste zu enge Schranken.

Alle Denkbeobachtungen haben Bedürfnisbefriedigungen zu dienen. Diesem Ziele würde man sich entfremden, wenn man ohne zwingende triftige Gründe jene Wahrscheinlichkeitsbetrachtungen, welche eine Quelle des Trostes und der Zuversicht sind, bekämpfen wollte, während es besonders verdienstlich ist, solche einen eisernen Bestand bildenden tröstlichen Betrachtungen der Menschheit immer fester zu stützen, damit sie jedermann geläufig werden.

3. Grenzen.

Im Begriffe der Metaphysik liegen auch ihre Grenzen. Das Recht zur Hypothese gibt ihre Wahrscheinlichkeit und ihr Bedürfnis. Allein sehr häufig haben viele ohne diese Voraussetzungen ihre phantastischen, uferlosen Spekulationen in eine Art philosophisches Gewand gehüllt und dadurch diese Betrachtungen in Verruf gebracht.

Wo der philosophisch Geschulte von vorneherein nicht weiter kommen kann, als der Ungeschulte, wie bei den »Beweisen« über das Dasein Gottes und dergleichen (die nach dem Wesen der Metaphysik ausgeschlossen sind), sollte solche gelehrt tuende Aferlehre das Tageslicht scheuen und sich nicht gar als exakte Wissenschaft ausgeben.

II. Die allgemeinen Prinzipien.

Einteilung.

Die folgende Neuordnung dürfte die Uebersicht wohl erleichtern; es sind zu unterscheiden:

I. Die Prinzipien des **absoluten Seins** oder die ontologischen Prinzipien; diese sind:

1. Die Relationsprinzipien oder die Grundanschauungen über die Beziehung zwischen absolutem Sein und Bewußtsein (Realismus, Idealismus, Phänomenalismus).

2. Die Weltelementprinzipien oder die Grundanschauungen über das absolute Sein als solches (Dualismus und die Monismen des Materialismus, Spiritualismus, Voluntarismus und Identismus).

II. Die Prinzipien des **Geschehens**. Diese sind die genetisch-teletischen Prinzipien (des Kausalismus und Finalismus).

III. Die Prinzipien der **Seienden und Wirkenden**.

1. Zahlprinzipien (Pluralismus und Singularismus).
2. Artprinzipien (Quantitativismus und Qualitativismus).

Die sub II und III bezeichneten werden vielfach als kosmologische bezeichnet.

An diese Erörterung schließen sich dann die zusammengesetzten oder abgeleiteten Prinzipien (des Mechanismus, Dynamismus, Energismus und Vitalismus).

Es ist hiebei zu beachten, daß die im folgenden genannten Forscher nicht etwa den hier schematisierten Standpunkt vertreten, sondern fast ausnahmslos kombinieren und oft synthetisch vermitteln; im folgenden werden nur die Typen, nicht aber allzu konkrete und dadurch mit dem Begriffe der Metaphysik unvereinbarlichen Vorstellungen einzelner erörtert.

I. Die Prinzipien des absoluten Seins.

1. Die Relationsprinzipien oder das Relationsproblem.

Den folgenden Prinzipien ist gemeinsam, daß sie ein völlig unbestimmtes Etwas als Weltelement annehmen oder setzen, welches seinem Bestande nach unabhängig ist, so daß es (Spinoza) zu diesem Bestande keines anderen bedarf, weshalb man es auch das Absolute oder »An sich« nennt. Zu dieser Annahme ist man berechtigt, da sie nur der Gegensatz zum erfahrungswidrigen Nichts ist und da wir von der Erfahrung ausgehen müssen.

Dieses Problem wird häufig als jenes der Realität bezeichnet; dies ist jedoch eine *petitio principii*, da es fraglich ist, ob es eine Realität, ein außerhalb unserer Vorstellungen Bestehendes gibt.

Ebenso unrichtig ist es, dieses Problem als solches des Erkenntnisgegenstandes zu bezeichnen, weil erstlich alle Probleme im weiteren Sinne einen Erkenntnisgegenstand betreffen, ferner weil, wenn das Wort im engeren Sinne genommen wird, noch nicht feststeht, ob es überhaupt außerhalb unserer Vorstellung Gegenstände in diesem Sinne gibt.

Man kann es daher nur als Problem der Beziehungen zwischen einem absoluten Sein und Bewußtsein bezeichnen, und zwar lauten die drei Grundanschauungen: daß die Außenwelt transzendet außer dem Bewußtsein unabhängig von ihm, als absolutes Sein, als für sich Existierendes, als Realität bestehe, oder daß alles Sein bloßes Bewußtsein, *Idealiät*, sei oder daß die Außenwelt ein Absolutes, jedoch nicht Erkennbares, sondern symbolisch Wahrgenommenes sei, ein *Phänomen*.

1. Der Realismus oder die Anschauung von der Realität nimmt an, daß die Außenwelt extramental (mens) oder außerhalb unseres Bewußtseins existiere, daß wir die Außenwelt oder die sogenannten Dinge und ihre Eigenschaften, wenn auch nicht immer vollständig, zu erkennen vermögen und daß wir von den auf uns einwirkenden Dingen ihnen gleiche oder ähnliche Eindrücke, Ab- oder Nachbildungen erhalten; der kritische Realismus nimmt aber an, daß gewisse (als sekundär bezeichnete) im Gegensatze zu den originären, primären, von den Dingen untrennbare Eigenschaften, wie Wärme, nicht solche der Dinge, sondern bloße Sinnesempfindungen sind; diese Subjektivierung oder Relativität ergebe sich aus der Abhängigkeit von den Sinnen und ihrer spezifischen Energie.

2. Der Idealismus (also hier der metaphysische Relations-Idealismus, welcher zu unterscheiden ist von dem erkenntnistheoretischen Idealismus und dem ethischen) als die Anschauung von der Idealität der Dinge, von ihrer Bewußtseinsimmanenz, von der Welt als bloßer Vorstellung, Wahrnehmungsmöglichkeit und Vorstellungsbegriff nimmt an, daß die Dinge und ebenso die originären Qualitäten sowie die Kategorien die gesetzmäßig bewirkten Erzeugnisse des erkennenden Bewußtseins seien, die nicht für oder an sich existieren können; als allgemeingiltig objektiv und real werden das allgemein Wahrgenommene, Gedachte und Erkannte, hingegen die Besonderheiten (Streben, Gefühl) als subjektiv bezeichnet (Hume, Schelling, Hegel, Fichte, Neukantianer).

Der Immanentismus (Schuppe und andere) nimmt an, daß »Subjektpunkt« und »Objektinhalt« primäre, von anderen unabhängige Korrelate seien.

Dahin gehören auch die durch die Nichtigkeit des Lebens, Täuschungen der Sinne, Vertrauen auf das Göttliche und die Idee eines Endzweckes begründeten Anschauungen, daß die Welt eine Illusion, der Traum einer Gottheit, der Schleier der Maja sei. Es werde an Stelle des langen Leidens ein Erwachen aller Kreaturen in einer ewigen, schöneren, wirklichen, paradiesischen Welt kommen; die Mühsal der Pilgerschaft sei ein Mittel, ein Weg zum Heile; alles Irdische sei bedeutungslos und seine Werte seien bloßer Schein.

3. Eine Art Synthese beider Anschauungen ist der Realidealismus oder Phänomenalismus. Nach ihm besteht die Außenwelt an sich, welche den Stoff oder den

Grund der Empfindungen und Bewußtseinsvorgänge bildet; aber die Außenweltlinge (nach einigen auch das »Ich«) sind bei uns nur Erscheinungen, das ist nicht an sich und in ihrer Qualität, sondern in »bestimmter, gesetzlicher« und darum gemeingiltiger und vom einzelnen unabhängiger Weise, indirekt durch symbolische, natürliche Zeichen wahrnehmbar.

Diese Anschauungen wurden aber meist nicht konsequent festgehalten, so daß beispielsweise manche, wie Plato, Leibniz, Kant, bald als Idealisten, bald als Phänomenalisten betrachtet werden.

2. Die Weltelementprinzipien oder die Grundanschauungen über das absolute Sein selbst (Dualismus und Monismen).

I. Der Dualismus ist die Anschauung, daß es zwei absolute Seinsarten gebe oder, wie der aktuelle Dualismus, zwei koordinierte, aufeinander einwirkende, aber autonome Vorgangsreihen, und begründet dies im wesentlichen damit, daß wir von der Außenwelt die Empfindungselemente, wie Farbe, Geruch, Raum, Dauer, Schwere, Elektrizität empfangen, während sie bei Bewußtseinserscheinungen fehlen und daß daher zwei verschiedene Substanzen oder Träger dieser Attribute, beziehungsweise zwei Seinszustände, nämlich Geist und Materie, angenommen werden müßten.

Dagegen wird geltend gemacht, daß jene Tatsachen zwar den methodischen Dualismus (Schopenhauer, Lang) der Betrachtungsweise der Geistes- und Naturwissenschaften wegen der Verschiedenheit der Beobachtungsarten der Außenwelt und des Bewußtseins rechtfertigen, nicht aber den Schluß auf das Vorhandensein jener zwei Prinzipien rechtfertigen.

Weiters gehe aus der folgenden Rechtfertigung des Monismus die Widerlegung des Dualismus hervor.

II. Der Monismus und seine Arten.

Er ist die Anschauung, daß alle Erscheinungen, die physischen und psychischen, seinsgleich sind.

Er wird begründet durch die vollständige Abhängigkeit des Bewußtseins vom physischen Körper, welche nicht die Annahme der Unabhängigkeit oder einer anderen Abhängigkeit gestatte; alle psychischen Vorgänge seien mit physischen Prozessen verbunden, was durch den »Okkasionalismus« als der steten Anpassung der vermeintlich dualistischen Reihen nicht einleuchtend widerlegt wurde; die Annahme fremder

Abhängigkeit würde nach Wundt überdies dem Prinzip der geschlossenen Naturkausalität widersprechen; das Gesetz der Energieerhaltung spreche für den Verbrauch, und zwar als Transformation (oder Umwandlung) der psychischen Energie in andere, physikalisch-chemische, welcher man nur durch die Annahme, daß die spezifische Energie der Sinnesorgane eine andere Energie oder chemische Prozesse im Zentrum auslöse, gerecht werden könne; die letzte Einwendung wird von Külpe allerdings sehr geschickt durch die Behauptung widerlegt, daß der Verbrauch der Energie zum Bewußtseinsvorgange durch die Rückwirkung des letzteren auf den Körper restlos erfolgen könne.

1. Der Materialismus ist die Anschauung, daß alles Psychische bloße Erscheinungsprodukte oder bloße sekundär abgeleitete Funktionen der Energetik, des Mechanismus der »Substanz« oder des Chemismus des Organismus sei; Schmerz, Lust, Gedanke seien Nervenschwingungen; nach Vogt verhält sich der Gedanke zum Hirn wie die Galle zur Leber und der Urin zur Niere.

Als Materialisten betrachtet man Thales wegen seiner Auffassung des Hylozoismus oder der Lebensmaterie, Demokrit, nach welchem die Seele aus besonders feinen Atomen bestehe, die Epikureer, Priestley, Diderot, Lamettrie, Vogt, Büchner, Avenarius, welcher aber eine verschiedene Beschaffenheit des Psychischen als Abhängiges vom Physischen annimmt (Psychophysischer Materialismus), Mach und Ostwald, welcher letztere die Energie als Weltelement hypothesiert.

2. Spiritualismus oder Immaterialismus ist die Anschauung, daß die Außenwelt und ihre Erscheinungen nur eine sekundäre, abgeleitete Wirkung des Psychischen seien; dieses Immaterielle liege allen Phänomenen zugrunde; wenn auch die psychische Kraft in verschiedenen Maßen vorhanden sei, so sei doch alles im All davon erfüllt; Stoiker (Urelemente mit psychischer Energie), Neuplatoniker, Bruno, Paracelsus, Bacon, Spinoza, Schelling.

Wenn das Vorhandensein der Psyche im e. S. als ein alles erfüllendes Element angenommen wird, wird dies als Panpsychismus bezeichnet; eine krause Abart ist die Monadologie des Leibniz, nach welchem die Welt aus Einheiten ohne Ausdehnung, aus Seelenmonaden und Körpermonaden besteht; ihr Gegensatz innerhalb des Spiritualismus ist der sogenannte objektive Idealismus (Schelling-Hegel), nach welchem ein einziges, das All durchdringendes

Bewußtsein als das Absolute besteht; nach Hegel ist das Denken wirklich; alles Wirkliche sei vernünftig, alles Vernünftige wirklich, was man als Panlogismus zu bezeichnen für nötig hielt.

3. **Voluntarismus** (und zwar der metaphysische zum Unterschiede vom erkenntnistheoretischen).

Dieser ist die Anschauung, daß das erzeugende Element der Welt der Trieb oder der Wille sei; schon Heraklit behauptet den ewigen Fluß der Dinge, also das absolute Werden, das Werden ohne Ursache, weil es die Natur des Wechselnden selbst sei; diese Gedanken werden in neuerer Zeit in der verschiedensten Form wieder ausgesprochen.

Nach Trendelenburg ist das Prinzip alles Seins die Bewegung. Nach Schopenhauer ist das wahrhaft Seiende das Wirkende, der Wille sei das in uns Wirkende; die Welt der Objekte aber ist Vorstellung und durch das Subjekt bedingt; ihm erscheint der Wille in jeder blind wirkenden Naturkraft wie im überlegten Handeln des Menschen; er sei das Innerste, der Kern des Ganzen (alogischer Voluntarismus).

Hartmann läßt neben dem (vermeintlich intellektlosen) Willen auch die Vorstellung als Eigenschaft des Unbewußten, Göttlichen gelten und nimmt die Identität von Natur und Geist an; nach Wundt ist die Welt eine Gesamtheit von Willenskräften, aber mit vorstellender Tätigkeit, was man als rationalen Voluntarismus bezeichnete; das geistige Sein sei die Wirklichkeit der Dinge.

4. **Der Identismus** ist eine Art Synthese; diese Anschauung geht dahin, daß weder Psychisches noch Physisches »an sich« seien, sondern sie seien nur die Formen oder Erscheinungen oder Attribute eines unbekanntes Dritten, Absoluten; wenngleich Psychisches und Physisches einander koordiniert seien, bewirke das Dritte, von dem sie beide gleich abhängig seien, immer einen Parallelismus des Zustandes und der Veränderung; eine zweite Anschauung geht dahin, das Psychische sei eine Erscheinung des an sich Stofflichen (materialistischer Identismus); eine andere, das Physische sei nur ein Symbol des an sich Geistigen (immaterialistischer Identismus); eine weitere ist der sogenannte **Monismus des Geschehens**, wie es Jerusalem bezeichnet.

Das Psychische sei (nach Avenarius und Mach) nur Erlebnis oder Bewußtseinsinhalt; wenn die Erscheinungen abstrahiert vom erlebenden Subjekt betrachtet werden, seien sie in ihrem Zusammenhange physische Vorgänge; werden sie

aber als Abhängige des Subjektes betrachtet, so werden sie psychologische Vorgänge; damit ist aber nach Rudolf Eisler nur gesagt, daß dasselbe, was »als Objekt äußerer Erfahrung oder mittelbarer Erkenntnis als physisch, materiell erscheine, als für sich, unmittelbar erlebt, innere Erfahrung, psychisch sei«.

II. Prinzipien des Geschehens (Genetisch-teleologische Prinzipien).

Es wurde in der Darstellung der Kausalität dargetan, daß jedes Geschehnis eine Einheit von Kausalität und Finalität oder eine genetisch-teleologische Einheit sei; dieser Hinweis wird die Beurteilung der folgenden Ansichten erleichtern.

1. Der reine Kausalismus ist die Anschauung, nach welcher die Geschehnisse die Erzeugnisse unabänderlicher Kräftegesetze seien; ein Zweck wird nicht angenommen, er sei eine »Zufälligkeit«. Demokrit, Epikureer, Spinoza, der die Causae finales nur als menschliche Dichtungen betrachtet; Hume.

2. Der Finalismus (auch Teleologie, von Telos, Ziel) ist die Ansicht, daß die Kräfte zwar, wie oben die Geschehnisse, die Erzeugnisse unabänderlicher Kräftegesetze seien, aber daß diese Kräfte bestimmten Zwecken ganz oder zum Teile mittelbar oder unmittelbar dienen. Anaxagoras (alles hat ^{vo} Zwecksein), Sokrates, Aristoteles (Entelechie, alles hat grundsätzlich einen Zweck), Stoiker; regulativ, heuristisch (forschungsfördernd), Kant; seither läßt man den Finalismus wenigstens methodisch gelten.

III. Die Prinzipien der Seienden und Wirkenden (Individualprinzipien).

Diese Synthese und Bezeichnungsart ist gleich der vorhergehenden neu, aber unentbehrlich.

1. Zahlprinzipien.

Der Pluralismus ist die Anschauung, daß die Seienden und Wirkenden eine Vielheit verschiedenartiger Individualwesen seien; diese Ansicht reicht schon auf die Inder, bei den Griechen auf Leukipp und Demokrit und sogar noch weiter zurück; einige nahmen ausgedehnte, bewegliche, einander anziehende und abstoßende Atome (Unteilbare) an; andere bestritten dann die Ausdehnung; in der Folge schrieb man ihnen psychische Qualitäten, wie Empfindung und Streben, zu; Leibniz beschrieb sie allzu eingehend und daher wegen dieser unmöglichen Bestimmtheit gegen das Wesen der Metaphysik

verstoßend, als psychische Wesen (Monaden, daher Monadologie), deren Zusammenwirken durch die prästabilierte Harmonie erfolge; andere nehmen punktuelle Atome, Aetheratome (Haeckel) oder Willenseinheiten (Wundt) an.

Von dieser Anschauung zu unterscheiden ist die bloß methodische, regulative, heuristische Atomentheorie als Fiktion, als provisorische Hypothese, die beispielsweise der Chemie die größten Dienste geleistet hat und ohne die dargestellten Anschauungen nicht möglich gewesen wäre.

Der Henismus (hen = 1) oder mit Külpe Singularismus nimmt entweder eine einheitliche Materie oder ein einheitliches Immaterielles, manche mit »Momenten«, welche die Vielheit hervorbringen, an. (Henisten: Stoiker, Schelling, Hegel, Schopenhauer.)

2. Artprinzipien.

1. Der Qualitativismus ist die Anschauung, daß die Weltelemente in sich oder untereinander qualitativ verschieden seien (es gebe primäre und sekundäre Qualitäten); diese Verschiedenheit wird bald auf die »Substanz« (qualitativer Atomismus), bald auf die als Kräfte (qualitativer Dynamismus) vorgestellten Elemente bezogen.

Diese Verschiedenheit der Elemente produziere die Verschiedenheit oder Mannigfaltigkeit der Erscheinungen oder der Außenwelt (Anaxagoras; Empedokles, Aristoteles, Scholastiker).

2. Der Quantitativismus ist die Anschauung, daß die Weltelemente in sich quantitativ verschieden seien. Das Erkennen der Zählbarkeit und Meßbarkeit (Raum, Zeit, Kraft, Bewegung u. s. w.) sei die Voraussetzung des tieferen Eindringens in die Erscheinungen, weshalb auch die Qualitäten, wie Wärme und Licht, auf das quantitative Element zurückgeführt werden müssen, wodurch, im Gegensatze zu den Qualitäten, unabhängig von den subjektiven Sinneswahrnehmungen, objektive Beobachtungen möglich seien.

IV. Abgeleitete Prinzipien.

Die folgenden Prinzipien sind, was bisher noch nicht beobachtet worden zu sein scheint, Synthesen der bereits dargestellten; es treffen sie daher alle Einwendungen, welche gegen jede dieser erhoben werden können.

Die Synthesen des Kausalismus, Pluralismus, Materialismus (oder Phänomenalismus) und Quantitativismus sind der Mechanismus, Dynamismus und Energismus.

1. Der (metaphysische) Mechanismus ist die Anschauung, daß alle Kräfte Bewegungskräfte sind, wie Stoß und Druck; die Bewegung sei Atombewegung, und zwar ursprünglich und »ewig«; Ruhe sei Bewegungsfolge bei Kräftegleichgewicht. Das Räumliche und Raumwechselnde oder Bewegliche der Atome seien Attribute ihrer unwandelbaren und unzerstörbaren Substanz; es gebe keine inneren Qualitäten.

Für den Mechanismus wird seine eminente Brauchbarkeit als bequemste, begreiflichste, nächstliegende Auffassung, die auf die größten Erfolge zurückblicken könne, geltend gemacht (Demokrit, Bacon, Hobbes, Newton, Darwinisten, denen die Anpassung eine Form des Mechanismus ist).

2. Der Dynamismus unterscheidet sich dadurch vom Mechanismus, daß er an die Stelle der Substanz Spanningskräfte oder Dynamiden setzt, welche als sekundäre Wirkungen die Substanz produzieren (Leibniz, Kant, Schelling, Schopenhauer).

3. Der Energismus läßt die Substanz überhaupt fallen und bezeichnet sie als naive unwissenschaftliche Anschauung oder, wie Mach, als Gedankensymbol für Empfindungen und den Mechanismus als ein Vorurteil, welcher gegen Denkökonomie und Eindeutigkeit verstoße; alles Naturgeschehen lasse sich am einfachsten, objektivsten und zweckmäßigsten durch Energieformeln mathematisch vereinheitlichen.

Ostwald erblickt in der Materie eine Zusammenfassung der chemischen, Bewegungs-, Raum- und Schwere-Energie.

Wundt wendet sich gegen die Ausschaltung der Substanz, da die Energien einen »Sitz« haben müssen.

Alle diese Prinzipien werden von manchen als bloß methodisch-regulative Zeichensprache aufgefaßt und eingearbeitet.

4. Der Vitalismus setzt in der Komponentengruppe statt des Materialismus den Dualismus oder Phänomenalismus; er ist die Anschauung, daß rücksichtlich der Organismen keines der vorausgehenden drei Prinzipien genügen könne, auch wenn man einen verwickelteren Chemismus, einen verfeinerten Mechanismus und einen rascheren Aufbau und Zerfall der Energien annehme; es müsse außer diesen eine besondere Kraft, Lebenskraft, Lebensgeist oder doch ein Lebensprinzip, ein Zweckprinzip, angenommen werden.

III. Der Glaube.

Der Glaube unterscheidet sich von der allgemeinen Hypothese dadurch, daß er die Uebereinstimmung von Sein und Vorstellung nicht bloß für wahrscheinlich annimmt, sondern infolge der Stärke der Argumente, der autoritativen Quelle, Gewohnheit, Gedankenwirkungen und anderem für wahrscheinlich hält und betrachtet; wenn dieser Glaube von keinem Zweifel betroffen wird, kann er zur Ueberzeugung werden, welche in ihrer Stärke sogar die Fürwahrnahmen der relativen Erkenntnisse übertreffen kann.

Es wird aber auch darunter jene unmittelbare Fürwahrnehmung verstanden, welche, ohne auf die Erfahrung gestützt sein zu wollen, sich lediglich auf eine als transzendent hingestellte autoritative Quelle beruft (Autoritätsglaube); dieser Glaube, welcher danach nicht von der Erfahrung und Erfahrungserkenntnis ausgeht, hat hier außer Betracht zu bleiben.

Die Wissenschaft, wiewohl dem Erfahrungsglauben nicht entgegengesetzt, versagt hier jedes Argument; ein Wahrheitsbeweis über das Dasein Gottes ist unmöglich, weil Beweis Erfahrung voraussetzt und die Metaphysik keine (Erfahrungs-) Wissenschaft, sondern bloß eine Lehre als Beschreibung von transempirischen Anschauungen und ihrer Rechtfertigungen ist; und die Lehre vermag gerade in Beziehung auf die wichtigsten Fragen, jene über die Gottheit und Unsterblichkeit, nur dasselbe etwas klarer und zusammenfassender zu bieten, was der ungeschulte Verstand verworren oder vereinzelt denkt; dies aber ist unter Hinweglassung der völlig unbefriedigenden und von vorneherein als unmöglich feststehenden »Beweise« und der allzu konkreten und deshalb unfruchtbaren Erörterungen über Deismus, Theismus und Pantheismus annähernd folgendes:

Es waltet in dieser Welt voll Wunder ein uns nicht Wahrnehmbares, Unbegreifliches, Uebersinnliches, welches sie hervorbrachte und erhält, eine geheimnisvolle Macht, welcher wir unser Leben und Denken verdanken, welche uns Lust und Leid empfinden läßt und welche sich jeden Augenblick durch den Bestand der Welt und unseres Selbst in jeder Betätigung offenbart.

Die menschliche Vernunft vermag eine göttliche Offenbarung in der Schöpfung und auch nur in dieser zu erkennen, indem sie die göttliche Wirkung auf eine göttliche Ursache, den Schöpfer, zurückführt.

Es wäre vergeblich, sich dem offensichtlichen Walten einer göttlichen Macht deshalb zu verschließen, weil der Ursprung der Gottheit selbst ein unfaßbares Geheimnis ist; wir können dieses Rätsel nicht lösen, aber wir können dessen Bestand nicht leugnen und schließen kraft menschlicher Erkenntnis auf die letzte dieser Erkenntnis noch zugängliche Ursache.

Der Gedanke an die Unendlichkeit, an die von Welten erfüllte Welt, in welcher alles seinen Gesetzen unterworfen ist, erfüllt uns wie mit dem Bewußtsein unserer Kleinheit mit grenzenlosem Vertrauen zur Gottheit als dem letzten Grunde aller Dinge und der Weltordnung; wir schöpfen aus diesem Vertrauen Trost und Hoffnung, da uns der Glaube an eine göttliche Gerechtigkeit und das Bewußtsein unverdienter Leiden zu der Ueberzeugung führt, daß der geheimnisvolle Sinn des Lebens in ihm selbst, als Selbstzweck, nicht liegen könne. Jedweder hat den Drang nach dem Geheimnisvollen und er verlangt heiß nach seiner Befriedigung, welche besonders im Unglücke eine der großen Quellen der Bewahrung des Friedens ist.

Wer diese Befriedigung bekämpfen würde, würde diese Quelle des Friedens verschließen wollen. Die Erfahrung lehrt, daß, so wie diese Befriedigung erhebt und mit Trost und Kraft erfüllt, durch ihren Mangel einzelne wie ganze Völker regelmäßig sittlich verfielen und untergingen.

Der Unglückliche insbesondere hat das Bedürfnis des tröstenden Innewerdens der Nichtigkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen und des Vertrauens auf ein Ewiges; die Erkenntnis, daß das Leben für uns, die wir in das Innere der Natur nicht eindringen können, nur Schein und Sinnes-täuschung sei, und das Bewußtsein des Geheimnisvollen erfüllen ihn mit Zuversicht und bewahren ihm Fassung und Frieden.





Inhaltsverzeichnis.

Vorwort.

Einleitung:	Seite
1. Begriff der Philosophie	5
2. Allgemeine Untersuchungsberechtigung	6
3. Methode der Philosophie	7

Erstes Buch : Erkenntnislehre.

I. Teil. Die Empfindungen	9
II. Teil. Das Denken	10
1. Kapitel. Wahrnehmung, Vorstellung, Urteil, Begriff, Gruppe und Reihenfolge, Abstraktion, Erfahrung, Denken, Denkinhalt, Denkwege, Denkziel und Denkstadien, Be- wußtseinseinheit, Fähigkeiten, sekundäre und tertiäre Bewußtseinsvorgänge	10
2. Kapitel. Die Wahrheit	19
3. Kapitel. Die absolute Wahrheit	20
4. Kapitel. Die Erkenntnis, ihre Quelle, Beschaffenheit und Grenze	21
5. Kapitel. Unhaltbare Theorien	27
6. Kapitel. Formliche Wahrheit	28
7. Kapitel. Die Kategorien	31
8. Kapitel. Die Methoden	39
9. Kapitel. Die Denknormen	41
10. Kapitel. Besondere letzte Erfahrungsabstraktionen oder Gesetze	47
III. Teil. Das Fühlen und das Wollen	62
IV. Teil. Die Sprache	68

Zweites Buch : Metaphysik.

I. Begriff, Aufgabe und Grenzen	71
II. Die allgemeinen Prinzipien	74

Einteilung :

1. Kapitel. Die Prinzipien des absoluten Seins	75
2. Kapitel. Die Prinzipien des Geschehens	80
3. Kapitel. Die Prinzipien des Seienden und Wirkenden	80
4. Kapitel. Abgeleitete Prinzipien	81
III. Der Glaube	83



36882/
2